

Anthr.

81

nk

Anthr.
81 nr

Langner

I. H. Pestalozzi's
anthropologische Anschauungen.

Inaugural-Dissertation

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der

hohen philosophischen Facultät der Universität Breslau

behufs

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

Montag, den 15. Februar 1897, Vormittags 11 Uhr

im Musiksaale der Königl. Universität

öffentlich verteidigen wird

Erdmann Langner,

Wissensch. Hilfslehrer am Realgymnasium zum heiligen Geist.

Opponenten:

Dr. phil. **Georg Bülow,**

Cand. iur. **Kurt Langner.**

Drd. phil. **Siegfried Tschierschky.**

Breslau.

Dr. R. Galle's Buchdruckerei.

1897.

582

J. H. Wernicke's

anthropologische Anstalt

Inaugural-Dissertation

verfasst von Dr. phil. Georg Below

und Dr. phil. Karl Jaspers

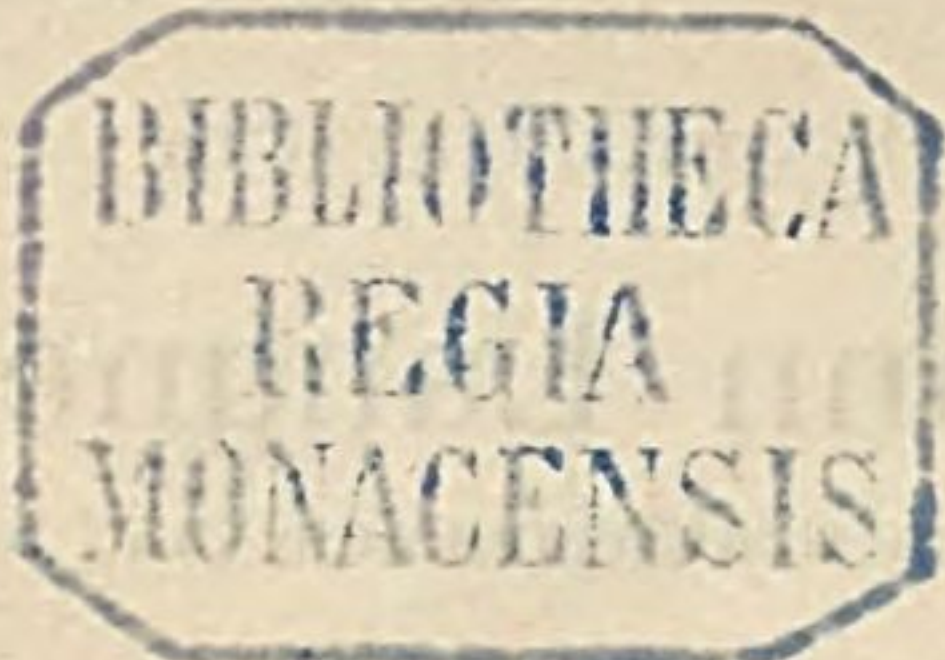
haben philologische Fakultät der Universität Breslau

am 15. Februar 1897

Erklärung der philosophischen Fakultät

Montag, den 15. Februar 1897, Vormitags 11 Uhr

Die Dissertation ist der Fakultät überreicht



Opponenten:

Dr. phil. Georg Below

und Dr. phil. Karl Jaspers

von dem Staatlichen Archiv

Breslau

Dr. phil. Georg Below

1897

Meinen Eltern.

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Vorrede	VII
Vorbemerkungen	1
Einleitung	2
Erster Teil:	
Darstellung der anthropologischen Anschauungen Pestalozzis . . .	6
I. Die Natur des Menschen	6
A. Die Kräfte der Menschennatur	6
a. Das Wesen der einzelnen Kräfte	6
aa. Die drei Grundkräfte	6
1. Die Kräfte des Körpers	10
α. Die Kräfte der Sinne	10
β. Die Kräfte der Organe	11
γ. Die Kräfte der Glieder.	11
2. Die Kräfte des Geistes	11
α. Das Gedächtnis	13
β. Die Einbildungskraft	13
γ. Die Denkkraft	14
δ. Die Urteilkraft	17
ε. Der Verstand	18
ζ. Die Vernunft	19
3. Die Kräfte des Herzens	19
α. Das Fühlen	20
β. Das Wollen.	22
bb. Die untergeordneten Kräfte	25
1. Die Sprachkraft	25
2. Die Kunstkraft	26
b. Die gemeinsamen Merkmale aller Kräfte.	27
α. Die Selbständigkeit	27
β. Die Fähigkeit der Entfaltung	28
B. Leib und Seele	30
C. Fleisch und Geist	33
a. Das Wesen des Fleisches	33
α. Die Vergänglichkeit des Fleisches	34
β. Die Unsittlichkeit des Fleisches	34
b. Das Wesen des Geistes	36
α. Die Ewigkeit des Geistes	37
β. Die Heiligkeit des Geistes	38
c. Das gegenseitige Verhalten von Fleisch und Geist in der Einheit der Menschennatur	40

VI

D. Der Verschmelzungsversuch der Anschauung von den Kräften der Menschennatur mit derjenigen von Fleisch und Geist.	41
a. Der tierische Mensch	46
b. Der wahre Mensch	47
II. Die Entwicklung des Menschen	41
A Das menschliche Individuum	47
a. Das Wachstum	47
aa. Das Wachstum der einzelnen Kräfte	48
1. Die Grundkräfte	48
α . Die Kräfte des Körpers	48
β . Die Kräfte des Geistes	49
γ . Die Kräfte des Herzens.	53
2. Die untergeordneten Kräfte	57
α . Die Sprachkraft.	57
β . Die Kunstkraft	60
bb. Das Wachstum der Kräfte in ihrer Gesamtheit	60
b. Die Bildung des Individuums.	64
c. Die Erziehung des Individuums.	65
d. Das Ergebnis von Wachstum, Bildung und Erziehung.	73
α . Das Gleichgewicht der Kräfte.	73
β . Das Uebergewicht einzelner Kräfte	74
B. Das Menschengeschlecht	76
a. Die zwei Zustände	77
1. Der Naturstand	77
α . Der unverdorbene Naturmensch	77
β . Der verdorbene Naturmensch	79
2. Der gesellschaftliche Zustand	81
α . Der gesellschaftliche Mensch als tierisches Wesen	84
β . Der gesellschaftliche Mensch als rein gesellschaftliches Wesen	85
γ . Der gesellschaftliche Mensch als sittliches Wesen	87
b. Die fünf Epochen.	89
α . Die erste Epoche	90
β . Die zweite Epoche	91
γ . Die dritte Epoche	91
δ . Die vierte Epoche	92
ϵ . Die fünfte Epoche	92

Zweiter Teil:

Die Quellen der anthropologischen Anschauungen Pestalozzis	93
--	----

Beilage I: Verzeichnis der Schriften, Briefe und Tagebücher Pestalozzis nach der Zeit ihrer Abfassung	113
Beilage II: Pestalozzi-Litteratur	126

Vorrede.

Der Verfasser war bemüht, aus dem gesamten uns von Pestalozzi hinterlassenen Schriftenmaterial, alle diejenigen Gedanken in geordneter Darstellung zusammenzustellen, welche die Natur des menschlichen Wesens betreffen. Um bei diesem Bestreben ein möglichst getreues Bild der gedachten Pestalozzi'schen Anschauungen zu erzielen, war es notwendig, sich des Hineintragens jeglicher moderner oder subjektiver Anschauung den behandelten Problemen gegenüber zu enthalten. Selbst für die Anordnung waren im ganzen und im einzelnen, so weit irgendwie möglich, die von Pestalozzi selbst gelegentlich an die Hand gegebenen Gesichtspunkte zu Grunde zu legen. Der Verfasser musste so von vornherein es sich strengstens zum Gesetze machen, ohne Erwartung, eine systematisch zusammenhängende Anthropologie bei Pestalozzi zu finden, die fraglichen Gedankenreihen, so zusammenhängend oder unzusammenhängend sie sich ihm darboten, in die Abhandlung aufzunehmen, ja, er musste sogar von jedem Versuche Abstand nehmen, durch eine harmonisierende Darstellung zeitlich auseinanderliegende, inhaltlich differierende Anschauungen über dieselbe Frage zu einer einzigen zu vereinen. Er durfte in einem solchen Falle eben nur einen Wandel in der Ansicht des Schriftstellers konstatieren und genetisch erklären. Dieses Bestreben war auch die Veranlassung für den Verfasser, sich durchaus der zum Teil ganz eigenartigen Ausdrucksweise Pestalozzis anzubequemen, bezw. jede eigentliche Abweichung von seinem Sprachgebrauche besonders anzumerken. Ist es

auf diese Weise freilich ein etwas eigenartiges Gebilde geworden, das sich als das Produkt eines etwa sechzigjährigen Denkens des bedeutenden Pädagogen über das Wesen der Menschennatur ergiebt, so bietet doch diese seine Torsogestalt gerade ein sehr wesentliches bisher noch nicht genügend hervorgehobenes Charakteristikum für die Individualität seines Schöpfers, dessen eigenmächtige Verarbeitung zu einem innerlich vollendeten Ganzen der Verfasser für ein Vergehen gegen die historische Wahrheit gehalten hätte.

Nach welchen Gesichtspunkten und in welcher Beschränkung im zweiten Abschnitt den Quellen von Pestalozzis anthropologischen Anschauungen nachgeforscht ist, das ist in diesem Abschnitte selbst auseinandergesetzt worden.

Der Verfasser.

Vorbemerkungen.

Der folgenden Darstellung liegt folgende Ausgabe der Schriften Pestalozzi's zu Grunde:

- a) Pestalozzi's sämtliche Werke. Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von L. W. Seyffarth, Rektor und Hilfsprediger zu Luckenwalde. 18 Bände. Brandenburg a. H. Druck und Verlag von Adolf Müller. 1869—1873.
- b) Pestalozzi's sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Dr. H. Morf, a. Seminardirektor und Waisenvater zu Winterthur und Dr. O. Hunziker, Professor an der Universität Zürich, herausgegeben von L. W. Seyffarth, Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz. 19/20. Bänd. Liegnitz 1895—1896. Druck und Verlag von Carl Seyffarth.

Auf diese Ausgaben beziehen sich die angeführten Belegstellen, und zwar bezeichnet stets die römische Zahl den Band, die arabische die Seite.

Einleitung.

Am Neujahrstage 1801 schrieb Pestalozzi an seinen Freund Gesner¹⁾: „Schon lange, ach, seit meinen Jünglingsjahren wallte mein Herz, wie ein mächtiger Strom, einzig und einzig nach dem Ziel, die Quelle des Elends zu stopfen, in die ich das Volk um mich her versunken sah.“ In diesem von einer seltenen Liebe zum niedrigsten Volke getragenen Wunsche ruhte der Keim für die Grösse des auf dem Gebiete der Erziehung, wie selten einer, bahnbrechend wirkenden Mannes. Wie aber wollte er die Armut beglücken? Nicht durch Almosen im grossen Massstabe, nicht durch Wohlthätigkeitsanstalten. Er wollte das im Elend verkommene Volk seiner Zeit wieder sich selber finden lehren, er wollte ihm zeigen, dass das Mittel zu seiner Rettung, das einzig mögliche, in der ausgebildeten Kraft zu jeglicher Arbeit beruhe und in dem sittlichen Willen, solche auch wirklich zu leisten. Um aber arbeiten zu können, sagte er sich, und arbeiten zu wollen, dazu bedurfte das Volk seiner Zeit eines Mittels, das ihm ohne trügenden Schein wirklich die Kraft nach beiden Richtungen hin verschaffte. Dieses Mittel sah er in der Erziehung²⁾ — das Wort jedoch in seinem Sinne genommen. Er verstand darunter die von einem sittlichen

¹⁾ XI, 91.

²⁾ „Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung.“ XII, 218.

Willen ausgehende Emporbildung *sämtlicher* Kräfte des menschlichen Individuums; eine solche Bildung nannte er Elementarbildung. Er war aber überzeugt, dass er der erwachsenen Menschheit, deren Kräfte durch das „Verkünstlungs- verderben“ der Civilisation verdorben waren, nicht durch die Elementarbildung helfen könne; nur den Kindern noch konnte er Rettung durch sie bringen; er musste Schulmeister werden, und zwar Schulmeister der ärmsten Kinder im Lande.

Schon dieser Gedankengang kündigt einen bedeutenden socialen Reformator an; im folgenden zeigt sich der geniale Pädagoge.

Wollte er aber Kinder zu wirklichen „Menschen“ erziehen, so musste er die Menschennatur kennen; noch mehr — er musste, durchdrungen von der Entwicklungsfähigkeit alles Organischen, die Gesetze dieser Entwicklung in der Menschennatur kennen. Nicht oft genug kann er diesem Gedanken Ausdruck geben¹⁾. „Darum danke ich Gott“, ruft er an seinem zweiundsiebzigsten Geburtstag aus²⁾, „dass ich durch mein Leben nie dauernde Hand an die eigentliche Volks- und Armenbildung habe legen können, bis ich zur Erkenntnis der diesfälligen höheren Ansichten und zur Ueberzeugung gelangt bin, *die Erziehungskunst müsse wesentlich und in allen ihren Teilen zu einer Wissenschaft erhoben werden, die aus der tiefsten Kenntnis der Menschennatur hervorgehen und auf sie gebaut werden muss.*“

Das sociale Elend der Menschheit also durch die Erziehung einzig und allein zu heilen und diese Erziehung in einer auf eingehendster Kenntnis der Menschennatur beruhenden Ausbildung aller Kräfte jedes menschlichen Individuums zu erkennen, — diese beiden Gedanken sind die Pole der Gedankenwelt Pestalozzi's; sie der denkenden Menschheit zum deutlichen Bewusstsein gebracht zu haben, verknüpft seinen Namen mit dem Gedanken eines gewaltigen

¹⁾ VI, 140. — XI, 109. 117. 118. 162. 174. 234. — XII, 205. — XIII, 193. 320. 321. 326. — XIV, 122. — XVII, 68. — XVIII, 289.

²⁾ XIII, 193.

Fortschritts in der Geschichte der Erziehung, — für die Verwirklichung dieser Gedanken trotz tausendfacher Fehlgriſſe und Enttäuschungen sein Leben geopfert zu haben, verleiht ihm den Zauber einer wahrhaft sittlichen Persönlichkeit. Selbst ein Comenius, von ähnlichen Gedanken beseelt, brachte sie nicht in einer solchen Tiefe wie Pestalozzi zur Geltung. Locke, Montaigne, Fenelon lebten wesentlich für die Erziehung der vornehmen Welt; Trotzendorf, Sturm, Ratichius arbeiteten für die höheren Schulen; wie aber steht sein Zeitgenosse Basedow ihm gegenüber? Seine Pläne galten ja den gesitteten Ständen, von den Prinzen an bis zu den Kindern reicher Handelsleute! Für den grossen und „schätzbarsten“ Haufen sollte später (!) gesorgt werden. Solchen Ideen Pestalozzi's universelles Streben gegenüber gehalten, — lehrt begreifen, warum Fichte ihn als das „Heilmittel der Menschheit“ bezeichnete.

Aber hat Pestalozzi das Wesen der Menschennatur, wie er es für seine Zwecke erstrebte, wirklich erkannt? Hat er ein System der Anthropologie geschaffen, oder doch wenigstens ein solches der Psychologie? Sein eigenes Urteil erspart dem Kritiker die Antwort. Mit heissem Herzen und schmerzlicher Sehnsucht hatte der Einunddreissigjährige die Frage aufgeworfen¹⁾: „Der Mensch sowie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch, in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? Warum nehmen's die erhabenen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sei?“, und der fast Fünfzigjährige, unbefriedigt in seinem Forschen, fragt²⁾ wiederum, nun schon „ermüdet, gekränkt und im Innersten verwundet“: — „Was bin ich, und was ist das Menschengeschlecht?“ — Aber schon zweiundsiebzigjährig muss er gestehen³⁾: „Ich bin ferne von dieser Erkenntniss; sie liegt kaum als vollendete Ahnung in meiner Seele“, und noch im Schwanengesange

1) „Abendstunde“, Z. 1 ff.

2) X, 13.

3) XIII, 193.

quält sich der fast Achtzigjähre mit demselben Problem¹⁾: „Was ist die Menschennatur? Was ist das eigentliche Wesen, was sind die unterscheidenden Merkmale der menschlichen Natur als solcher?“

Der Leser der Schriften Pestalozzi's hat also kein System der Anthropologie zu erwarten. Pestalozzi war kein Philosoph. Er war nach eigenem Geständnis für das eigentliche Philosophieren schon seit seinen zwanziger Jahren zu Grunde gerichtet²⁾! Seine Urtheile hält er nur für Resultate immediater Anschauung und belebter Gefühle. Er wusste kaum, was reflektieren heisst³⁾. Es wäre also völlig verkehrt, die vorhandenen anthropologischen Anschauungen in ein System zwingen zu wollen; sie sind lediglich im Verlaufe ihrer historischen Entwicklung zu betrachten.

Niederer, Pestalozzi's Schüler, hatte einst die Absicht⁴⁾, seines Meisters „Menschenlehre“, allerdings auf Grund der in ihm selbst gereiften Resultate zusammenzustellen und zu veröffentlichen; doch ist es nie dazu gekommen.

Der folgende Versuch soll die nun noch vorhandene Lücke in der Pestalozzi-Litteratur ausfüllen; er soll im strengsten Anschluss an des grossen Pädagogen eigene Gedanken eine Darstellung seiner anthropologischen Anschauungen bieten.

1) XIV, 9.

2) XI, 172.

3) XVIII, 221. — Derartige vernichtende Urtheile über seine Unfähigkeit, systematisch zusammenhängend zu denken giebt P. häufig ab: „Ich bin durchaus nicht gemacht, Leuten, die das Leben der Wahrheit nur durch Zergliederung der Begriffe suchen und nur in zergliederten Begriffen zu erkennen gewohnt und geneigt sind, diesfalls zu befriedigen . . . Ich bin mir selbst nicht durch die Bestimmtheit sorgfältig gewählter und bestimmt ausgesprochener Worte, ich bin mir selber nur durch die Lebendigkeit meiner mehr oder minder gereiften Anschauungen und Erfahrungen, der daraus hervorgegangenen Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Anschauungen und Erfahrungen in mir selber klar.“ — (IX, 269).

4) XVIII, 242.

Erster Teil.

Darstellung der anthropologischen Anschauungen Pestalozzis.

I. Natur des Menschen.

A. Die Kräfte der Menschennatur.

a. Das Wesen der einzelnen Kräfte.

aa. Die drei Grundkräfte.

Diejenige Auffassung von dem Wesen der Menschennatur, welcher Pestalozzi ausschliesslich zeitlebens treu geblieben ist und der er am nachdrücklichsten in allen seinen Schriften das Wort geredet hat, lässt sich in den Gedanken zusammenfassen: Die Menschennatur konstituiert¹⁾ sich aus drei Grundkräften²⁾. Schon aber der Versuch, diese namhaft zu machen, begegnet Schwierigkeiten. Denn Pestalozzi hat sich nicht für eine einmalige Bezeichnung entschieden, auch hat er nicht etwa in der einen Lebensperiode eine Benennung, in einer anderen eine zweite bevorzugt, vielmehr laufen zur selben Zeit, in ein und derselben Schrift, die verschiedenartigsten nebeneinander her. Eine dieser Namensgruppen charakterisiert die drei Grundkräfte als: „Geist, Herz, Körper.“³⁾ (X, 330. 331). Für jeden dieser drei Begriffe treten nun stellvertretend andere ein; ohne zunächst zu untersuchen, inwieweit sich die letzteren mit den ersten decken,

¹⁾ Eigener Ausdruck Pestalozzis. XIV, 9.

²⁾ Auf ihre Zahl weist er hin: III, 46. — IV, 223. 224. 225—XIV, 26. Des Namens: „Grundkräfte“ bedient er sich: III, 96. 132. — IV, 224. 232. — VI, 138. — XIII, 173. 209. 226. 291. — XIV, 26 u. a. m. Für Grundkräfte sagt er „Urkräfte“: IV, 223. 224. 225. — „Grundlagen“: IV, 271. — „Grundanlagen“: XIII, 408. — „Hauptteile“: VI, 256.

³⁾ P. bedient sich ausschliesslich dieser Reihenfolge.

seien sie hier in der bunten Reihenfolge, wie seine Schriften sie bieten, aufgezählt. Für „Körper“ setzt Pestalozzi auch: Leib; — Fleisch und Blut; — Sinne und Glieder; — Hände und Füße; — Haut und Haar; — fünf Sinne; — Hand; — Sinnlichkeit; — sinnliche, körperliche, physische Kräfte; — Kräfte des Könnens; — Kunstkraft; — Kräfte des Thuns, des Handelns; — Thatkraft.

Für „Geist“ bzw. „Kräfte des Geistes“ setzt er: Kopf; — Verstand; — Denkkraft; — geistige Kräfte; — intellektuelle Kräfte; — Denken; — Kennen; — Erkennen; — Wissen.

Für „Herz“ bzw. „Kräfte des Herzens“ setzt er: Gemüt; — Wille; — Sittlichkeit; — hoher Sinn; — Empfinden; — Fühlen; — Wollen; — lieben und glauben.

Indem sich nun Pestalozzi völlige Freiheit in der Kombination dieser Bezeichnungen erlaubt, erhält er folgende Namengruppen als den sprachlichen Ausdruck für seine drei Grundkräfte, die nach der Häufigkeit ihres Vorkommens diese Reihenfolge bilden:

1. Fühlen, denken, handeln¹⁾.
2. Geist, Herz, Hand²⁾.
3. Geist, Herz, Kunstkraft³⁾.
4. Sittliche, geistige, physische Grundkräfte⁴⁾.

¹⁾ III, 44. 96. — VI, 136. 137. 138. — IX, 222. — XI, 271. — XII, 183. 192. 198. 215. 220. 226. 298. 300. — XIII, 420. — XIV, 29. 35. 124. 164. — XV, 175. 179. — XVII, 68. — XVIII, 162. 320.

²⁾ III, 44. 89. — IV, 105. 196. 232. 242. — VI, 169. — IX, 248. — XIII, 225. 331. — XIV, 11. 151. 177. 178. 251. 258. — XVII, 75. Geist und Herz, als die beiden psychischen Grundkräfte, finden sich allein erwähnt: III, 154. — IV, 115. 202. 223. 225. 228. 259. — VI, 356. — VIII, 146. 148. 278. — IX, 97. 257. — XI, 19. 32. 114. 276. 277. 292. 296. — XII, 34. 35. 107. 202. 217. 227. 273. 298. — XIII, 34. 36. 54. 77. 85. 87. 92. 299. 329. 365. 373. 419. — XIV, 9. 11. 18. 25. 34. 61. 125. 129. 260. — XVI, 53. 242. — XVII, 42. 43. — XVIII, 161.

³⁾ IV, 225. 243. 261. — XI, 193. — XII, 273. 298. — XIII, 33. 419. — XIV, 9. 10. 11. 25. 28. 34. 125.

⁴⁾ IV, 223. 224. 225. — IX, 28. 200. 249. — XII, 26. 103. 279. 312. — XIV, 26. 28. 35. 37. 102.

5. Kennen, können, wollen¹⁾.
6. Hand, Kopf, Herz²⁾.
7. Empfinden, denken, handeln³⁾.
8. Sittliche, geistige, Kunst-Kräfte⁴⁾.
9. Wissen, können, wollen⁵⁾.
10. Fleisch und Blut, Geist, Herz⁶⁾.
11. Geist, Herz, Körper⁷⁾.
12. Geist, Herz, Leib⁸⁾.
13. Hände und Füße, Kopf, Herz⁹⁾.
14. Fühlen, denken, können¹⁰⁾.
15. Sittliche, intellektuelle, Kunst-Kräfte¹¹⁾.

Von folgenden Gruppen lässt sich nur ein einmaliges Auftreten nachweisen: Haut und Haar, Kopf, Herz¹²⁾. —

¹⁾ Unter den häufigeren Bezeichnungen der Grundkräfte ist diese die einzige, welche sich nicht, gleich den übrigen, auch in den ersten Schriften P. findet. Er bedient sich ihrer zum ersten Male 1801—1803 in den „Epochen“ (cf. Beilage). Von da an aber kommt sie gelegentlich immer wieder vor bis zur letzten Schrift, dem „Schwanengesang“ (1826): XIII, 173. 185. 186. 208. 215. 223. — XIV, 168. — XVIII, 258. 262. 281. 286.

²⁾ IV, 233. 317. — VI, 170. 256. 257. 260. 262. — XI, 85. — XV, 208. „Kopf und Herz“ zur Bezeichnung der beiden psychischen Grundkräfte findet sich auch häufig allein erwähnt: I, 256. — II, 59. III, 96. — IV, 105. 304. — V, 114. 178. 237. 304. — VI, 89. 164. 176. 187. 201. 215. 217. 219. 225. 236. 253. 261. 302. 314. 321. 327. 328. 330. 353. 356. — VII, 256. 323. — VIII, 216. — IX, 256. — X, 371. — XI, 298. — XIII, 125. — XVI, 296. 298. — XVII, 61. 73. 74. 75. 76. — XVIII, 286.

³⁾ X, 76. 77. 78. 81. 85. 86. 137.

⁴⁾ IV, 264. — IX, 180. — XI, 276. — XII, 25. 105. 219. 271. 302. — XIII, 184. 226. — XIV, 241.

⁵⁾ XIV, 34. — XVIII, 285. 288.

⁶⁾ IX, 63. — XIII, 176. — XIV, 18. 33.

⁷⁾ X, 330. 331.

⁸⁾ IV, 225. — XIII, 418. — XVIII, 160.

⁹⁾ VI, 254. 255.

¹⁰⁾ III, 44. — XII, 264.

¹¹⁾ XIII, 36. — XIV, 268.

¹²⁾ VI, 161.

Können und thun, Geist, Herz¹⁾. — Kopf, Herz, Körper²⁾. — Kopf, Herz, fünf Sinne³⁾. — Geist, Herz, körperliche Kräfte⁴⁾. — Geist, Herz, Sinne und Glieder⁵⁾. — Geist, Herz, physische Kräfte⁶⁾. — Verstand, Herz, Körper⁷⁾. — Verstand, Herz, Leib⁸⁾. — Verstand, höherer Sinn, Thatkraft⁹⁾. — Geist, Leib, Gemüt¹⁰⁾. — Geistige, sittliche Anlagen, Sinnlichkeit¹¹⁾. — Sinnliche, geistige Anlagen, Sittlichkeit¹²⁾. — Körperliche, geistige, sittliche Anlagen¹³⁾. — Erkennen, wollen, können¹⁴⁾.

Nicht nur aus dem Umstande, dass Pestalozzi nach dieser Zusammenstellung stets von physischen, geistigen, sittlichen Kräften und nicht von *einer* physischen, geistigen, sittlichen Kraft redet, sondern auch aus dem anderen, dass er sich zur Charakterisierung *einer* Grundkraft verschiedener Kräfte bedient, geht deutlich hervor, dass sich für ihn jede der drei Grundkräfte des Körpers, des Geistes und des Herzens als eine Vereinigung verschiedenartiger untergeordneter Kräfte darstellt, die aber doch gemeinsame Eigenschaften besitzen müssen, um den gemeinsamen Namen zu verdienen. Damit ergeben sich die Fragen: Welches sind für Pestalozzi die einzelnen Kräfte: 1. des Körpers, 2. des Geistes, 3. des Herzens, und was sagt er über das Wesen dieser einzelnen Kräfte aus?

¹⁾ XI, 276.

²⁾ VIII, 275.

³⁾ VII, 276.

⁴⁾ XIII, 46.

⁵⁾ XIV, 13.

⁶⁾ XII, 30.

⁷⁾ VI, 256. — „Verstand und Herz“ zur Bezeichnung der psychischen Grundkräfte findet sich schon an folgenden Stellen allein erwähnt: IV, 202. — V, 120. 313. — VI, 195. 205. 210. 211. 219. — XII, 34. — XIV, 139. — XV, 206. — XVII, 73.

⁸⁾ VI, 205.

⁹⁾ XVII, 77.

¹⁰⁾ XIII, 408.

¹¹⁾ IX, 178.

¹²⁾ XIII, 291.

¹³⁾ XVII, 37.

¹⁴⁾ XII, 243.

1. Die Kräfte des Körpers.

Die Anschauungen über diese Kräfte sind im wesentlichen niedergelegt in den beiden Büchern: 1. „Wie Gertrud...“, 2. „Schwanengesang“; sie stammen also aus den Jahren 1801 und 1826, ohne bedeutsame Differenzen aufzuweisen.

Nach ihnen sondern sich die Kräfte des Körpers in drei Gruppen; diese umfassen:

1. Die Kräfte der Sinne,
2. die Kräfte der Organe,
3. die Kräfte der Glieder¹⁾.

α. Die Kräfte der Sinne.

Auf die fünf Sinne weist Pestalozzi häufig hin²⁾; auch macht er sie öfters namhaft als das Sehen, Hören, Fühlen, Riechen, Schmecken³⁾. Unter „Fühlen“ versteht er das Vermögen des Tastsinnes. „Was meinem „Gefühl“ hart scheint, dem sage ich hart“, erklärt er (XVI, 196). Die Kraft der Sinne bezeichnet er mit dem für alle gemeinschaftlichen Namen der „Anschauungskraft“, bzw. des Anschauungsvermögens⁴⁾, d. h. sie ist die Kraft „Anschauungen“⁵⁾ zu erzeugen. Unter Anschauung aber versteht er „nichts anderes als das blosse vor-den-Sinnen-stehen der äusseren Gegenstände und die blosse Regmachung des Bewusstseins ihres Eindrucks“. Er warnt dabei ausdrücklich vor einer einseitigen Beziehung des Begriffes „Anschauung“ auf den Gesichtssinn. Das blosse „vor die Ohren bringen“ der Töne nebst der Erregung ihres Eindrucks im Bewusstsein durch das Gehör ist für ihn ebensogut Anschauung, wie das einfache „vor Augen stellen“ der Gegenstände und ihr durch

¹⁾ XIV, 13. 26. 66. 86. 87. 90. 167.

²⁾ IV, 209. — V, 206. — VII, 276. — IX, 15. 43. 274. — XI, 165. 175. 181. 189. 191. — XIV, 41. 90. — XVI, 21. 80. 196. — XVIII, 294.

³⁾ XIV, 21. 41. — XVI, 29. 212.

⁴⁾ III, 91. — XIV, 25. 43. 62. 64. 68. 86. 90. 96. 97. — XIV, 111. 115. 117. 154. 156. — XV, 120.

⁵⁾ Für „Anschauungen“ setzt er auch „Anschauungserkenntnisse“ XI, 176. 202. — XIV, 20. 115.

den Sinn des Gesichts erfolgendes Bewusstwerden¹⁾; danach giebt es ebensogut eine Anschauungskraft des Ohres, wie eine solche des Auges (XIV, 87). Insofern letztere die Kraft ist, ungleiche Gegenstände ins *Auge* zu fassen bezüglich ihrer Form, insofern aus ihr also das Bewusstsein aller Formen entspringt, nennt er sie auch die „unbestimmte²⁾, bloss sinnliche Vorstellungskraft“ (XI, 176. 178).

β. Die Kräfte der Organe.

Wenn Pestalozzi von den menschlichen Organen redet, hat er fast ausschliesslich das Sprachorgan im Sinne³⁾. Darum giebt er die Dreiteilung der Kräfte des Körpers auch direkt als: „Sinne, Sprachorgane, Glieder“ (XIV, 87). Das Sprachorgan besitzt die Kraft, verschiedene Töne hervorzu- bringen (XIV, 21). Diese Kraft wird von Pestalozzi als „Tonkraft“ oder „Schallkraft“ bezeichnet (XI, 178. 246. — XVI, 263). Sie ist die physische Basis der Sprachkraft⁴⁾.

γ. Die Kräfte der Glieder.

Vermöge der Natur des Mechanismus, der den Kräften der menschlichen Glieder zu Grunde liegt, äussern sich diese, d. h. Hand und Fuss, im Schlagen, Tragen, Werfen, Stossen, Ziehen, Drehen, Ringen, Schwingen u. s. w. Es sind die einfachsten Aeusserungen der Glieder; sie bilden die Grundlagen der kompliziertesten menschlichen Fertigkeiten⁵⁾.

2. Die Kräfte des Geistes.

Sowenig wie über die Kräfte des Körpers findet sich von den Kräften des Geistes eine systematisch zusammenhängende Darstellung in Pestalozzis Werken; Hinweise auf sie, An-

¹⁾ XI, 240. 243.

²⁾ „Unbestimmt“ nennt er sie gegenüber der „bestimmten“ nicht mehr bloss sinnlichen Vorstellungskraft, aus der sich das Bewusstsein der Einheit herleitet. XI, 178.

³⁾ Nur einmal redet er auch von den „Organen des Sehens und Hörens.“ XIV, 155.

⁴⁾ Cf. Abschnitt: „Sprachkraft“, S. 25 f.

⁵⁾ XI, 277. 278. — XIV, 87. Cf. Abschnitt „Kunstkraft“, S. 26 f.

deutungen über ihr Wesen finden sich allerdings in fast allen Schriften zerstreut, wie die beifolgenden Stellenangaben beweisen. Die umfangreichsten Ausführungen bieten auch hier die schon oben genannten Schriften: 1. „Wie Gertrud..“ (1801). 2. „Schwanengesang“ (1826).

Pestalozzi kennt folgende sechs wesentliche Geisteskräfte¹⁾:

1. Gedächtnis²⁾. 2. Einbildungskraft³⁾. 3. Denkkraft⁴⁾. 4. Urteilskraft⁵⁾. 5. Verstand⁶⁾. 6. Vernunft⁷⁾.

Seine Anschauungen über dieselben sind folgende:

¹⁾ Die Anordnung der Kräfte entspricht dem Vorgehen Pestalozzi's; er stellt gewöhnlich dort, wo er mehrere Geisteskräfte nebeneinander citiert, die nach seiner Auffassung untergeordnete der höheren Kraft voran; z. B. X, 288. — XI, 189. 224. 228. 244. — XII, 202. — XIV, 120. — XVI, 80. 170.

²⁾ I, 93. (Gedächtnis-Kraft). — III, 154. — IV, 270. 271. — VI, 158. — XI, 43. 47. 122. 224. 228. 232. — XII, 202. — XIII, 209. — XIV, 22. 70. 116. 120. — XV, 127. — XVI, 69. 80. 133. 196. 209. — XX, 227. 228. 229. (Gedächtnis-Vermögen). — Gleichbedeutend mit Gedächtnis findet sich auch erwähnt: „Erinnerungskraft“: XI, 42. „Erinnerungs-Vermögen“: IV, 303. — XVIII, 294.

³⁾ III, 89. 154. 201. — IV, 202. — V, 179. 233. — IX, 83. 150. 234. — X, 166. 198. 199. — XI, 47. 96. 138. 189. 191. 224. 228. 243/244. — XII, 202. — XIII, 209. — XIV, 120. 164. — XVI, 45. 80. 133. 170. — „Phantasie“ setzt er ein für Einbildungskraft: IV, 270.

⁴⁾ I, 93. — III, 201. — IV, 262. 271. — VI, 141. — IX, 132. XI, 120. — XII, 232. 233. 234. — XIV, 13. 14. 20. 23. 24. 25. 52. 53. 63. 64. 65. 76. 78. 79. 80. 81. 82. 85. 86. 92. 97. 98. 105. 111. 112. 129. 139. 149. 153. 156. 174. 175. 176.

⁵⁾ IV, 271 (Urteils-Vermögen) — XI, 189. 252. — XIV, 24. 25. 80. 85. 86. 92. 153. 176.

⁶⁾ I, 255. — II, 173. — III, 154. — IV, 202. — V, 73. 118. 179. 313. — VI, 50. 94. 101. 133. 219. 330. 331. — X, 119. 288. 360. — XI, 174. 244. 255. 308. — XIII, 77. — XIV, 14. 139. — XV, 127. XVI, 69. 80. 124. 133. 151. 170. 196. 231. — XVII, 76. — XVIII, 122. 291. 292. — XIX, 38. 42. 54. 55. 230.

⁷⁾ IV, 106. — V, 118. — X, 198. 288. — XI, 120. 148. 232. 290. 291. 293. 304. 308. — XVI, 67. 133. 143. 195. 226. 297. — XVIII, 275. — XIX, 38. 43. 104.

α. Gedächtnis.

Eine Definition des Begriffes „Gedächtnis“ giebt Pestalozzi nicht. Seine Aussagen über dasselbe beschränken sich auf eine Bemerkung über seinen belebenden Einfluss auf die Wirksamkeit der übrigen seelischen Kräfte. „Das Gedächtnis, das durch psychologisch gut gereichte Erkenntnisse fortschreitet“, sagt er 1799 (XI, 47), „setzt an sich selbst die andern Seelenkräfte in Bewegung. Das Gedächtnis, das schwere Buchstaben kombiniert, belebt die Einbildungskraft; das Gedächtnis, das Zahlenreihen verfolgt, heftet den Geist an ihre innern Verhältnisse; das Gedächtnis, das sich vielumfassende Wahrheiten einprägt, bereitet den Geist zur Aufmerksamkeit auf das Einfache und Vielumfassende vor. Das Gedächtnis, das Gesang und Lieder umfasst, entwickelt in der Seele Sinn für Harmonie und hohe Gefühle¹⁾).

β. Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft wird definiert als „das Vermögen, mir die Dinge ausser mir lebhaft vorzustellen“ (XVI, 45). Sie ist bei gesteigerter Wirksamkeit eine das Wohlergehen

¹⁾ Zu dieser Stelle findet sich in der „Wochenschrift für Menschenbildung. Siebentes Stück. 29. Juli 1807“, wo sich „Pestalozzis Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz“, dem diese Stelle entnommen ist, zuerst abgedruckt findet, eine Bemerkung (von ?), welche den hier verwandten Begriff „Gedächtnis“ mit „Geistesthätigkeit, in ihrem ganzen Umfange“ identifiziert (XI, 51). Dagegen spricht schon, wie aus der wörtlichen Wiedergabe der Stelle hervorgeht, die Gegenüberstellung von „Gedächtnis“ und den „anderen Seelenkräften“, wonach das Gedächtnis selbst nur als *eine* Seelenkraft angesehen wird. Ferner könnte Pestalozzi, diese Auffassung von Gedächtnis vorausgesetzt, im Anschluss an die Stelle und unter Bezugnahme auf sie, nicht reden von einer Kunst, die Kinder „bloss“ durch Gedächtnis zu „jeder Art“ von Geistesübung vorzubereiten. Dieses „bloss“ charakterisiert vielmehr das Gedächtnis als untergeordnete einzelne Geisteskraft; dies entspricht auch sonst seiner Gewohnheit, wenn er von „Gedächtniswerk“ im Gegensatz zur Vernunftübung (XI, 232. 305) spricht. — Die Ansicht des Schreibers der Bemerkung, dass Pestalozzi dem alten Ausdruck „Gedächtnis“ eine „tiefere, prägnantere Bedeutung“ gegeben habe, ist sonach hinfällig.

des Menschen höchst beeinträchtigende Kraft, die gefährliche Gegnerin seines Verstandes. Darum wird Pestalozzi sie selten erwähnen, ohne auf die nachteiligen Folgen ihres Übergewichts im menschlichen Geiste aufmerksam zu machen und vor diesen zu warnen¹⁾. Denn man kann „die Einbildungskraft und das Gedächtnis so mit Sachen anfüllen“, dass „das rechte Alltagshirn und der Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zu Grunde geht (III, 154).

γ. Denkkraft.

Des Geistes eigentliches Wesen ist das Denken²⁾; danach ist die Denkkraft die wichtigste Kraft des Menschen für Pestalozzi; ihr widmet er auch von allen Kräften des Geistes die eingehendsten Untersuchungen.

Zwei von einander abweichende Anschauungen über sie liegen vor; die eine stammt aus den Jahren 1813—15 und ist niedergelegt in der Schrift: „An die Unschuld...“; die andere aus dem Jahre 1826; sie findet sich im „Schwanengesang“.

Nach der ersten giebt es „eine dreifache die Form und die Fundamente des menschlichen Denkens umfassende Aeusserung und Richtung der Geistesthätigkeit“, nämlich:

1. Das Anschauen oder Auffassen und Beobachten der die Sinne reizenden Gegenstände,
2. das Vergleichen derselben,
3. das Urteilen über sie.

Er nennt diese drei Thätigkeiten auch die „Fundamentalkräfte und Fertigkeiten alles Denkens“³⁾.

In seiner späteren Auffassung⁴⁾ von der Denkkraft treten „Anschauen“ und „Urteilen“ nicht mehr als ihre

1) III, 154. — IV, 202. — V, 179. 233. — X, 198. — XVI, 170.

2) III, 44. — IV, 208. 223. — XIII, 422. — XIV, 52. 53. u. a. m.

3) XII, 232. 233. 234.

4) Das Material zur nachfolgenden Darstellung dieser letzten Anschauung Pestalozzis über die Denkkraft bieten die Stellen: XIV, 23. 24. 78. 79. 81. 82. 97. 98. 105. 129. 176.

Fundamentalkräfte auf, sie bilden vielmehr selbständige Kräfte neben der Denkkraft.

Zwar kann der Mensch vermittelt seiner Anschauungskraft schon allein zu einzelnen klaren Vorstellungen über die Gegenstände seiner Umgebung gelangen; seine Denkkraft jedoch nötigt ihn dazu, diese ihm sinnlich klar gewordenen Vorstellungen zu deutlichen Begriffen zu erheben. Sie erreicht dies durch eine dreifache Thätigkeit:

1. Durch das Zusammenstellen (Zusammensetzen, Zusammendenken),
 2. durch das Trennen,
 3. durch das Vergleichen
- der Gegenstände.

Diese drei Thätigkeiten bezeichnet Pestalozzi auch als Fundamente des Denkens, oder, insofern er die Denkkraft als „logische Kraft“¹⁾ hinstellt, als „logische Operationen“. Mit ihnen scheint ihm jedoch das Wesen der Denkkraft noch nicht hinreichend gekennzeichnet zu sein. Er findet noch „ein selbständiges Vermögen in der Denkkraft, sich über die Schranken der Anschauungseindrücke zu erheben und schöpferisch in der Ausbildung seiner selbst selbständig vorwärts zu schreiten“. Dieses Vermögen bildet „das eigentliche Wesen“ der Denkkraft. Es heisst Abstraktionsvermögen²⁾. Gelegentlich wird es auch als die „Basis“ der Denkkraft bezeichnet³⁾.

Ferner weist Pestalozzi der Denkkraft das Zählen und Messen zu⁴⁾. Jedoch sieht er in beiden Thätigkeiten nicht

1) IV, 263. — XIV, 80. 86.

2) XIV, 98. 156. 157. Abstraktionskraft steht: XIV, 81. 149.

3) XIV, 81.

4) Die einschlägigen Stellen im „Schwanengesang“ hierfür, die gleichzeitig charakteristisch für Pestalozzi's Ringen nach Gedankenklarheit sind und für seine Unfähigkeit, sie voll und ganz zu erreichen, lauten folgendermassen:

1. „Die eigentliche Uebungskraft alles dessen, was die elementarische Zahl- und Formlehre zu leisten versucht, liegt in dem Selbsttriebe der menschlichen Denkkraft. Der Mensch muss die Gegenstände seiner Anschauung als Mittel, über sie denken zu lernen, sie selbständig in

das Wirken einer besonderen Kraft, welche neben den drei letztgenannten Fundamentalkräften des Denkens diesem eigentümlich ist, vielmehr vollziehen sie sich in untrennbarer Verknüpfung mit den logischen Operationen. Denn indem der Mensch zum Zwecke der Begriffsbildung die Gegenstände seiner sinnlichen Anschauung denkend zusammenstellt und trennt, zählt er sie zugleich; in der „einfachen Zusammenstellung und Trennung von mehreren Einheiten“ drückt sich nämlich die Urform alles Zählens und damit alles Rechnens aus¹⁾. Die dritte Denkopoperation des Vergleichens aber kann wiederum erst vorgenommen werden, wenn die zu vergleichenden Gegenstände einzeln „gemessen“ d. h. ihrer Form nach bestimmt sind²⁾.

sich selbst zusammenzustellen, von einander trennen und unter sich selbst vergleichen. Und indem er das thut, wie er es thun muss, entfaltet sich in ihm die Kraft, die diesen Selbsttrieb belebt, die Kraft zu zählen und zu messen, in ihrem geistigen, inneren Wesen gleichsam von selbst. Die reine elementarische Zahl- und Formenlehre geht also offenbar aus dem Geist und Leben der Kraft, zu deren naturgemässen (!) Entfaltung sie durch das innere Wesen ihrer Mittel mitzuwirken geeignet ist, hervor; . . .“ XIV, 81.

2. „Die Zahl- und Formenlehre, rein elementarisch in's Aug' gefasst, ist also offenbar nichts anderes als reines Produkt der dem Menschen innewohnenden Urkraft des Denkens und der in ihm liegenden Fähigkeit, das richtig zusammenstellen, trennen und vergleichen zu können, was die gebildete Kraft des Messens und Zählens voraussetzt und wodurch sie beholfen und entfaltet wird.“ XIV, 82.

1) XII, 228.

2) XI, 176. 177. 178. 208 ff. — Das „Messen“ [als rein geistige Thätigkeit behandelt auch der Artikel „Messen“ im Buche „Der natürliche Schulmeister.“ (1802—1805 verfasst.) Die Stelle entstammt allerdings den von Krüsi 1829 veröffentlichten „Vaterlehren“. Ihre Echtheit ist also nicht völlig gesichert. (XVI, 5 ff.) Darin heisst es u. a.: „Obschon das Messen Dinge aus der Körperwelt zu Gegenständen seiner Uebungen benutzt, so ist es doch an sich geistiger Art und selbst der Stoff, an welchem der Mensch seine Messkraft übt, ist wesentlich seine eigne Schöpfung, indem die Körperwelt nur Geformtes und Grosses — vom Sonnenstaub bis zum Weltall —, aber weder die Form noch die Grösse selbst, noch ihre Regeln und Gesetze enthält. Diese hat der gütige Schöpfer ursprünglich in den Geist des Menschen gelegt . . .“ XVI, 116.

Das Bewusstsein der Einheit eines Gegenstandes, auf dem sonach schliesslich alles Zählen beruht, war nach der obigen Darstellung aus dem „Schwanengesang“ das Resultat klarer sinnlicher Vorstellung; nach den fünfundzwanzig Jahr früher geschriebenen Ausführungen im Buche: „Wie Gertrud...“ ist es aus einer „nicht mehr bloss sinnlichen Vorstellungskraft“ herzuleiten¹⁾.

δ. Urteilstkraft.

Trotz der häufigen Erwähnung der Urteilstkraft macht Pestalozzi doch nur selten Andeutungen über ihr Wesen. Eine Definition ihres Begriffes giebt er nirgends. Dass er sie als eine selbständige Geisteskraft auffasst, beweist schon rein äusserlich ihr nicht seltenes Hervortreten neben der Denkkraft; er spricht von „Denkkraft und Urteilstkraft“²⁾, von „Denken und Urteilen“³⁾. Der Rang, den er jedoch der Urteilstkraft gegenüber der Denkkraft zuweist, immer bestrebt, die Geisteskräfte gegenseitig abzustufen, ist kein bestimmter; bald stellt er das Urteilen als ein der Denkkraft untergeordnetes Vermögen hin, — dann spricht er⁴⁾ vom „Erheben der Anlage, über die Gegenstände der Anschauung zu urteilen, zur wirklichen Denkkraft“ —; bald stellt er es über die Denkkraft, — dann spricht er⁵⁾ vom „Erheben des Denkvermögens zur gebildeten menschlichen Urteilstkraft“. Diese doppelte Stellung der letzteren jenem gegenüber ist begründet in einer doppelten Auffassung des Wesens der Urteilstkraft.

Erstens nämlich weist Pestalozzi dem Urteilen das Gebiet der sinnlichen Anschauung zu; als solches nennt er es „Anschauungsurteil“ (XI, 245) oder „gemeines Urteil“ (XIV, 176). „Ich urteile über alles, sowie meine fünf Sinne urteilen mögen. Was mir schwarz vorkommt, dem

¹⁾ XI, 178.

²⁾ IV, 271. — XIV, 25. 65. 78. 79. 80. 86. 92. 153. 176.

³⁾ XIV, 59. 64. 78. 129.

⁴⁾ XIV, 23.

⁵⁾ XIV, 24.

sage ich schwarz, was meinem Gefühl hart scheint, dem sage ich hart; was meinem Geschmack süß dünkt, dem sage ich süß“, erklärt er (XVI, 196) im „natürlichen Schulmeister“. Diese Art Urteilsvermögen steht also, insofern sie dem Denkvermögen erst das Material zur Verarbeitung beschafft, unter demselben.

Zweitens weist er der Urteilskraft das Gebiet des begrifflichen Erkennens zu und legt ihr in dieser Bedeutung die Erkenntnis von Beschaffenheiten der Dinge bei, die nicht durch die einfache Anschauung derselben gewonnen wird (XI, 189). Insofern diese Art zu urteilen die Thätigkeit des Denkens, d. h. das Bilden der Begriffe, schon voraussetzt, steht sie über derselben.

ε. Verstand.

Der Verstand gehört zu denjenigen psychologischen Begriffen, deren sich Pestalozzi zu allen Zeiten seiner schriftstellerischen Thätigkeit bedient hat. Er findet sich also auch in denjenigen Schriften, die Bemerkungen über die Denk- und Urteilskraft enthalten. Dahin gehören der „Schwanengesang“ und „Wie Gertrud...“. Auffällig ist jedoch, dass er sich in der letztgenannten Schrift den Hinweisen auf die Denkkraft gegenüber ziemlich häufig erwähnt findet, während das umgekehrte Verhältnis der Schwanengesang bietet. Es entsteht also die Frage: Liegt dem Begriffe Verstand für Pestalozzi eine besondere Geisteskraft zu Grunde oder deckt er sich mit den Begriffen der Denk- und Urteilskraft?

„Vermöge der allgemeinen Einrichtung unseres Geistes fasst unser Verstand die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfängt, in seiner Vorstellung zur Einheit, d. i. zu einem Begriffe auf“¹⁾. Nach diesem Gedanken Pestalozzi's würde sich für ihn Verstand und Denkkraft, die ja das Vermögen der Begriffsbildung ist, decken. Da letztere aber auch zählt und misst, so müsste diese Fähigkeit

¹⁾ XI, 174.

auch dem Verstande zukommen. Es bestätigt dies in der That, wenn er nicht nur jede Linie, jedes Mass (XI, 174), sondern auch jede Zahl (XVIII, 292) als Resultat des Verstandes hinstellt. Aber nicht nur das Denken — auch das Urteilen weist Pestalozzi dem Verstande zu¹⁾. Sonach ist Verstand für ihn lediglich eine summarische Bezeichnung für Denk- und Urteilskraft, kein selbständiges Geistesvermögen²⁾.

ζ. Vernunft.

Dem Verstande wird die Kraft der Vernunft nicht gleichgesetzt³⁾. Letztere ist vielmehr jenem gegenüber das Vermögen des Schliessens⁴⁾. Auf Grund dessen nennt er denjenigen Menschen „vernünftig“, der nicht eher redet, urteilt oder handelt, als bis er erwogen, ermessen, erforscht, berechnet hat, d. h. nichts anderes als die aus seinem Vorhaben sich möglicherweise ergebenden Folgen geschlossen hat⁵⁾. War die „Zahl“ ein Ergebnis der Verstandesthätigkeit, so ist alles Rechnen, insoweit es auf Schliessen beruht, „Vernunftübung“⁶⁾.

3. Die Kräfte des Herzens.

Die zwei grundlegenden Kräfte des Herzens⁷⁾, auf welche

1) XVII, 76: „Er zeigte in allem, worin er urteilte, einen gesunden Verstand.“

2) Mit diesem Ergebnis der Untersuchung wird es verständlich, wenn P. nicht nur den Verstand (XI, 308) als die höchste Kraft des menschlichen Wesens hinstellt, sondern ein gleiches Urteil auch über die Denkkraft fällt. „Behaupte ich zuviel, wenn ich sage, der Mensch werde eigentlich nur durch sein Denken Mensch? Denke dir aus dem menschlichen Thun und Wirken das Denken hinweg — was bleibt dir dann noch übrig?“ (Aus Krüsis „Vaterlehren“ XVI, 53.)

3) P. spricht von „Verstand und Vernunft“ V, 118; von „Denkkraft und Vernunft“ XI, 120.

4) „Durch Schliessen und Folgern reift meine Vernunft“ XVI, 67.

5) V, 163, 164.

6) XI, 232, 305 (Anm. 75).

7) Pestalozzi spricht von den „Kräften des Herzens“ z. B. IV, 225, 242. — VI, 133, 219. — X, 340. — XIII, 173. — XIV, 11. 28. (Für „Kräfte“ setzt er auch bisweilen „Anlagen“.)

Pestalozzi alle übrigen in ihren zahlreichen von ihm namhaft gemachten Abstufungen zurückführt, bilden für ihn das Fühlen und Wollen.

α. Das Fühlen.

Die Kräfte des Fühlens werden als die Gefühle¹⁾ oder die Empfindungen²⁾ des Herzens bezeichnet. Eine Untersuchung über ihr Wesen findet sich ebensowenig, wie etwa eine Einteilung von ihnen in verschiedene Gruppen nach bestimmten Gesichtspunkten, z. B. als Gefühle der Lust und Unlust, egoistische und altruistische u. s. w. Es kann sich hier daher nur darum handeln, alle die von Pestalozzi namhaft gemachten Gefühle aufzuzählen. Es sind folgende³⁾:

Heiterkeit (XIX, 268). — Freude (V, 140. XVII, 95. XIX, 207. XIX, 238). — Wonne (XIII, 83. XVII, 95). — Glückseligkeit (I, 204). — Hoffnung (I, 204. XIII, 74).

Gefühl der Unsicherheit (V, 206). — Aengstlichkeit (XIX, 237). — Besorgnis (X, 275). — Furcht (VI, 60). — Entsetzen (IX, 116).

Kummer (XIX, 117). — Sorge (XIX, 117).

Wehmut (II, 88). — Trauer (Traurigkeit) (XIX, 127. 216). — Gram (VI, 227. XIX, 17. 189).

Gefühl des Rechts und Unrechts (I, 62). — Zartgefühl (I, 262). — Wohlwollen (X, 340. 341. 342. 348/9). — Menschenfreundlichkeit (X, 340). — Teilnahme (IV, 205).

¹⁾ I, 93. — IV, 202. 204. — VIII, 29. 30. 31. 170. — X, 343. XI, 296. — XII, 260. — XIV, 11. — XVI, 38. — XIX, 16. 81. 250.

²⁾ V, 279. — VI, 332. 333. 336. — VIII, 32. — XIX, 19. 41. 55. 68. 114. 281. 288.

³⁾ Es sind hier ausdrücklich nur alle diejenigen Gefühle genannt, welche Pestalozzi durch den Zusatz „Gefühl“ entweder direkt als solche bezeichnet, oder indirekt, indem er sie als Thätigkeiten des Herzens hinstellt; er setzt den einzelnen dann meist

1. das Attribut „des Herzens“ hinzu, spricht also beispielsweise von: Trauer des Herzens, Kummer des Herzens u. s. w.

2. Das Attribut „im Herzen“: wie „Hoffart im Herzen“, „Groll im Herzen“ u. s. w.

IX, 114). — Mitleid (IV, 205). — Erbarmen (IV, 205. V, 268). — Barmherzigkeit (III, 212).

Zärtlichkeit (XIX, 80. 128). — Liebe (I, 298. XI, 282. 283. 284. 286 u. a. m.). — Vertrauen (XI, 282. 283. 284. 286. 290. 293. XIV, 122. XVI, 267. 268). — Glauben (III, 90. XIV, 13. 28 u. a. m.). — Ehrfurcht (XVI, 38). — Unwillen (VI, 126. 333. VIII, 115). — Groll (VI, 126. 333. VIII, 115). — Abscheu (VIII, 34). — Wut (VIII, 25). — Hass (VI, 333).

Bescheidenheitsgefühl (VI, 312). — Ehrgefühl (IX, 165). — Mut (IV, 124). — Stolz (VIII, 25). — Hoffart (VI, 348).

Am häufigsten von diesen Gefühlen werden „Glauben und Liebe¹⁾“ erwähnt; sie werden auch schlechthin als die sittlichen Kräfte des Herzens bezeichnet (XIV, 40) oder als Fundamente des sittlichen Lebens (XIV, 13). Als „Sittlichkeit des Herzens“²⁾ bezeichnet er sonach denjenigen Zustand des Herzens, in welchem diese Kräfte die führende Stellung einnehmen, als „Unsittlichkeit des Herzens“³⁾ denjenigen, in welchem an ihrer Stelle unsittliche Gefühle wie „Wut, Stolz“ herrschen.

Als Gefühl wird auch bezeichnet und damit in das Herz verlegt: das Gewissen⁴⁾; es ist das „unauslöschliche Gefühl in meinem Herzen“ für Recht und Unrecht, es ist die Stimme Gottes im Menschen, die ihm sagt, was gut und böse, was recht und unrecht ist; es ist die göttliche Kraft in ihm, welche die Hülle der Selbstsucht seines Fleisches und Blutes zu durchdringen und ihn zum lebendigen Gefühl seines inneren heiligen, göttlichen Wesens zu erheben vermag.

¹⁾ Zusammengestellt finden sich beide Gefühle sehr häufig u. a.: IV, 207. 225. XIV, 12 13. 19. 20. 28. 29. 30. XIII, 173. 177. 179. 180.

²⁾ X, 349.

³⁾ VIII, 25.

⁴⁾ I, 223. — VI, 230. 367. — VIII, 29. — IX, 255. — X, 154. 155. — XI, 285. — XIII, 179. — XIV, 260. — XVI, 44. (Krüsi: „Vaterlehren“).

β. Das Wollen.

Ausser den Gefühlen sind dem Herzen alle Arten von „Strebungen“¹⁾ eigentümlich, nämlich: 1. Triebe²⁾ (Grundtriebe). — 2. Neigungen³⁾. — 3. Wünsche⁴⁾. — 4. Gelüste⁵⁾. — 5. Begierden⁶⁾. — 6. Leidenschaften⁷⁾. — 7. Der Wille⁸⁾. — Mit ihrem Nennen und ihrer Charakterisierung als Kräfte des Herzens sind alle Angaben erschöpft, welche Pestalozzi über die ersten sechs Arten von Strebungen macht, wenn man davon absieht, dass er gelegentlich auf einzelne besondere Triebe des menschlichen Herzens hinweist, wie den Trieb nach Ehre (V, 170), nach Freiheit (V, 173), nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit (X, 29). Um so umfangreicher sind seine Ausführungen über den Willen⁹⁾.

¹⁾ Pestalozzi selbst kennt diesen Ausdruck nicht; er ist hier nur gewählt, um alle unter diesem Begriffe gedachten und von Pestalozzi einzeln namhaft gemachten psychischen Vorgänge zu bezeichnen.

²⁾ XIV, 25. — VIII, 28. 132.

³⁾ VIII, 219. — XIX, 72.

⁴⁾ VI, 293. — VIII, 219. — XIX, 65. 162. 203. — XIX, 288.

⁵⁾ V, 73. — VI, 130. 247.

⁶⁾ I, 298. — VIII, 219.

⁷⁾ I, 298. — XVI, 112.

⁸⁾ XII, 28. — XIV, 260. — XVII, 75.

⁹⁾ Wenn Pestalozzi auch ohne Ausnahme in seinem Sprachgebrauch alle Arten von Strebungen als Kräfte des Herzens bezeichnet, so finden sich doch — allerdings nur ganz vereinzelt — Stellen, in denen er zum Unterschiede von jenen, den Willen des Menschen als eine neben den Kräften des Herzens wirkende ganz selbständige Kraft hinstellt; es kommen folgende drei in Betracht:

1. 1785 sagt er in „Lienh. u. G.“ III. Teil, Kap. 20 (III, 95/96): „Sie (die Herren) sahen, dass in allem, was ihre Kinder (Gertrud's Kinder sind gemeint) vom Morgen bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihr Wille, folglich die drei Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menschen ausgeht, gemeinsam und in Uebereinstimmung unter sich selbst angesprochen, belebt, beschäftigt und gestärkt wurden.“

2. und 3. Die beiden anderen Stellen finden sich im zweiten Volksbuch: „Christoph und Else“: Die eine findet sich in

Als das wesentlichste Kennzeichen dieses menschlichen Willens wird seine „Freiheit“ genannt. Unter ihr versteht Pestalozzi aber nicht das Entbundensein vom Gesetze der Kausalität; er weist vielmehr häufig ausdrücklich auf die Abhängigkeit des Willens von etwas ausser ihm Seienden hin; er spricht von den „sinnlichen Ursachen des Willens“ (XI, 273), von dem „Einfluss des Fleisches und Blutes auf den menschlichen Willen“, (XIII, 280), von „der physischen Nähe oder Ferne der Gegenstände, die seinen Willen bestimmen“ (XVIII, 303), ja, sogar von der „Erzeugung eines bestimmten Willens im Kinde durch den Erzieher“ (XI, 21). Die Freiheit ist vielmehr:

1) Wahlfreiheit.

Vermöge dieser Beschaffenheit seines Willens ist der Mensch imstande, das, was er kann, zu wollen oder nicht zu wollen, d. h. er vermag sein wahres Wohl, d. i. seine sittliche Vollkommenheit, seine innere Veredlung und

einem Zusatz zur neuen Ausgabe des Buches von 1824 und lautet: Verhältnisse, Umstände und Versuchungen der vornehmen Leute, „die so oft auch wider ihren Willen und gegen ihr Herz zu Ansichten, Gesinnungen . . . hinleiten, welche . . .“ (VI, 118).

Die andere steht in der ersten Ausgabe desselben Buches vor 1781. Hier spricht er von Kranken, denen man Sachen zumutet, die wider ihr Herz, wider ihren Willen und über ihre Kräfte sind.“ (VI, 227.)

Die hier in Betracht kommenden Jahre 1781, 1785, 1824 lassen sich auch nicht für die Annahme einer bestimmten Lebenszeit verwerten, in der Pestalozzi etwa das „Herz“ nur für die Gefühle reserviert und dem Willen eine selbständige Stellung neben demselben eingeräumt hätte; denn sowohl vor 1824, nämlich 1807 (XVII, 75) und 1813/15 (XII, 28), wie nachher: 1826 (XIV, 260) betrachtet er den Willen als Herzenskraft; so sagt er z. B. XVII, 75: „Er würde die Umstände erzählen, durch die sein Herz zu einem höheren Willen erhoben, und seinem Geiste und seiner Hand jede Anstrengung zum Ziele seines Lebens erleichtert wurde.“

Es lässt sich also nur ein, wenn auch seltenes Schwanken Pestalozzi's über die Stellung des Willens zu den drei Grundkräften des Körpers, Geistes und Herzens feststellen.

Heiligung, zum Ziele seines Willens zu machen oder dies Ziel zu verwerfen. Dieses Wollen seines wahren Wohles ist bedingt durch das Erkennen desselben; das menschliche Erkenntnisvermögen bildet also die Voraussetzung für den freien menschlichen Willen und setzt diesen damit in Gegensatz zum Gelüst, zur Begierlichkeit der tierischen Natur. Diese Erhabenheit des menschlichen Willens über dem tierischen reißt Pestalozzi zur staunenden Bewunderung hin. „Wille des Menschen!“, ruft er aus (XVI, 212), „Ich bete dich an. Ich bin nur ein Mensch, weil ich wollen kann; weil ich mein Wohl will und alles nicht will, was meinem Wohle zuwider ist“. Insofern das Erkennen des wahren Wohles unterstützt wird durch „die Stimme Gottes im Menschen“, durch sein Gewissen, das ihm bezeugt, was gut und böse, recht und unrecht ist, kann man auch sagen, die Freiheit des menschlichen Willens bethätigt sich in der Fähigkeit, die Stimme Gottes in sich zu hören oder ihr sein Ohr zu verschliessen; der Mensch, der letzteres wählt, wirft damit die Liebe, die Wahrheit, den Glauben und das Recht von sich, lebt wie ein Tier und achtet, im Widerspruch mit sich selbst und im Zerwürfnis mit seinem Geschlecht, alles Göttliche und Menschliche geringer als seine Klauen, seine Zähne und seine Faust. Da ein solcher Mensch den Gelüsten seiner Sinne und der ihn umgebenden Sinnenwelt sich „unterwirft“, nennt Pestalozzi ihn unfrei und bezeichnet im Gegensatz dazu den Freund der Liebe, des Glaubens, der Wahrheit und des Rechts als einen sittlich „freien“ Menschen; er legt also dem Begriffe „Willensfreiheit“ noch eine andere Bedeutung bei, nämlich:

2) Freisein von der Herrschaft selbstsüchtiger Triebe.

Auf Grund dieser doppelten Auffassung des Begriffes „Willensfreiheit“ kann er dann sagen: „Der Mensch kann — indem er der Freiheit seines Willens sich bedient — der Freiheit seines Willens entsagen (XIII, 176) oder in der Freiheit seines Willens leben“. Auf dieser Freiheit, die auch definiert wird als „die Beschaffenheit meiner selbst,

durch die ich mich selbst in mir selbst unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit fühle“, ruht alle menschliche Sittlichkeit schlechthin (X, 205)¹⁾.

bb. Die untergeordneten Kräfte.

Ausser den Grund- oder Urkräften kennt Pestalozzi zwei Kräfte, die ihr Dasein einem eigentümlichen Zusammenwirken jener verdanken, und somit als „untergeordnete“ oder Nebenkräfte²⁾ bezeichnet werden können. Es sind dies: 1. Die Sprachkraft. 2. Die Kunstkraft.

1. Die Sprachkraft.³⁾

Die Sprachkraft beruht auf dem Zusammenwirken:

1. Der physischen Kräfte des Sprachorgans,
2. Der Denkkraft.

Sie befähigt den Menschen, alle Empfindungen und Gedanken d. h. den ganzen Umfang seiner Erkenntnisse oder Eindrücke (XI, 247), die als solche vorübergehend und nicht mitteilbar wären, zu bleibenden und mitteilbaren zu machen, d. h. zum Ausdruck zu bringen. Das Bewusstsein von vielem Bemerktem und Erkanntem ist also die unerlässliche Vorbedingung für das Inkrafttreten der Sprachkraft. Das „Ausdrücken“ des Erkannten geschieht dadurch, dass man es an willkürliche, in den verschiedenen Sprachen verschiedenartig erscheinende Wortzeichen knüpft. Diese Wortzeichen sind ohne Zusammenhang mit den ihrer Bedeutung zu Grunde liegenden Eindrücken „leere, eitle Töne⁴⁾“, Erzeugnisse der

¹⁾ Alles Material zu vorliegenden Ausführungen über den menschlichen Willen ist niedergelegt in folgenden Stellen: III, 96. — IV, 195. 234. — V, 214. — VI, 118. 227. — X, 53. 54. 59. 76. 78. 81. 94. 96. 97. 123. 124. 132. 148. 152—157. 195. 196. 200. 205. — XI, 21. 258. 273. — XII, 239. 240. 243. — XIII, 175. 176. 177. 178. 179. 184. 185. 280. 307. — XIV, 260. — XVI, 88. 112. 113. 121. 212. 213. — XVII, 75. — XVIII, 303. — XX, 231.

²⁾ Pestalozzi selbst kennt diese Bezeichnung nicht.

³⁾ Cf. IV, 41. — XI, 246. — XIV, 20 ff., 43 ff., XVI, 28. 161. 263.

⁴⁾ Diese Töne werden auch „das Aeussere“ der Sprache im Gegensatz zu ihrem „inneren geistigen“ Wesen genannt. XIV, 46.

menschlichen Tonkraft oder Schallkraft. Erst durch das Bewusstsein dieses Zusammenhanges werden sie wahre, menschliche Worte.

2. Die Kunstkraft.

Die spärlichen Anmerkungen Pestalozzi's über die Kunstkraft fallen in das letzte Jahrzehnt seiner schriftstellerischen Thätigkeit; die älteste in die Jahre 1813—1815 (XII), die folgenden in die Jahre 1817/18 (XIII), 1823 (IX) und die letzten in das Jahr 1826 (XIV). Sie behandeln vorzugsweise das Verhältniß der Kunstkraft zu den Grundkräften, ohne es jedoch hierin zu widerspruchslloser Klarheit zu bringen; denn sie schwanken zwischen der Annahme eines doppelten „Fundamentes“ dieser Kraft, nämlich eines geistigen und physischen, und eines dreifachen, eines sittlichen, geistigen und physischen.

1813—1815 erklärt er¹⁾ als Basis der Kunstkraft: einen mit der „Sittlichkeit und Geisteskraft“ innig verbundenen physischen Trieb „höherer“ Art. Demgegenüber unterscheidet er²⁾ 1817/18 an den Kunstkräften nur das „Geistige“ und die „mechanischen äusseren Fertigkeiten“ und sieht den ganzen Umfang des ersteren im Besitze desjenigen Menschen, dem „Zahl und Form genugsam eingeübt sind“. Auf die dreifache Fundamentierung kommt Pestalozzi wieder 1823 zurück³⁾, wenn er die menschliche Kunstkraft im Gegensatz zur tierischen, die nur ein dem Gesichts- oder Gehörs-Sinn ganz gleicher, der Menschennatur allerdings ganz ungreiflicher und unerklärlicher Sinn sei, — als eine Geist, Herz, Hand ganz untergeordnete Kraft hinstellt, die, aus dem tiefen Zusammenhange dieser Kräfte hervorgehend, völlig selbstständig im Menschen liegt. Dieses Schwanken tritt auch im „Schwanengesang“ deutlich zu Tage. Einmal hält er sich auch hier an ein zweifaches Fundament der

¹⁾ XII, 235.

²⁾ XIII, 210.

³⁾ IX, 248. 249.

Kunstkraft, ein geistiges und physisches, das er zum Ueberflusse als Denk- und Urteilskraft einerseits, als Sinne und Glieder andererseits bezeichnet oder auch innerliches und äusserliches Fundament nennt¹⁾; daneben führt er aber auch wiederum als drittes das sittliche Fundament an²⁾. Mit dieser letzten Anschauung würde sich dann allerdings auch jener Gedanke des „Schwanengesanges“ decken, nach welchem aus den Fundamenten der Kunst „alle Mittel hervorgehen, die Produkte des menschlichen Geistes äusserlich darzustellen und den Trieben des menschlichen Herzens äusserlich Erfolg und Wirksamkeit zu verschaffen, sowie auch diejenigen, durch welche alle Fertigkeiten, deren das häusliche und bürgerliche Leben bedarf, gebildet werden müssen³⁾“.

Als Kunstkraft ist auch die „Berufskraft“ zu betrachten⁴⁾. Nur ist diese als eine specielle auf den Stand und die Verhältnisse des Einzelnen passende Anwendung jener Kraft anzusehen.

b. Gemeinsame Merkmale aller Kräfte.

Ausser den das Wesen der einzelnen Kräfte bildenden Eigentümlichkeiten findet Pestalozzi auch zwei Merkmale, welche allen Kräften gemeinsam sind; es sind dies:

1. Die Selbständigkeit;
2. Die Fähigkeit der Entfaltung.

α. Die Selbständigkeit.⁵⁾

Jede Kraft ist im Menschen durchaus selbständig d. h. in „ewig gegründeter Trennung“ und Unabhängigkeit

¹⁾ XIV, 25, 86 ff.

²⁾ XIV, 27.

³⁾ XIV, 25.

⁴⁾ XIV, 26.

⁵⁾ Die Selbständigkeit der Kräfte wird behandelt: IV, 223, 224. VI, 256. — IX, 249. — X, 132. — XII, 228. 230. 232. — XIII, 172. 173. 174. 178. —

von jeder anderen wirksam. Diese Selbständigkeit gebührt aber nicht etwa nur einer jeden der drei Grundkräfte, vielmehr ebenso jeder einzelnen, der diese erst konstituierenden Kräfte. So wird eigens hervorgehoben die Selbständigkeit des Glaubens, der Liebe, der Denkkraft, des Willens, der Kunstkraft¹⁾).

β. Die Fähigkeit der Entfaltung.

Alle Kräfte des Menschen besitzen die Fähigkeit sich

¹⁾ Mit dieser für die moderne Psychologie unhaltbaren Anschauung kommt Pestalozzi selbst ununterbrochen in Streit. Wie lässt sich von ihrem Standpunkte aus das Dasein der Sprachkraft oder Kunstkraft beispielsweise erklären, da diese doch grade aus dem innigen Verschmelzen der „ewig getrennten“ Kräfte des Körpers, Geistes und Herzens hervorgehen sollen? Erdrückend aber für die diese Anschauung zum Ausdruck bringenden Stellen ist die Menge derjenigen, in denen Pestalozzi nicht als Theoretiker, sondern als feinsinniger Kenner und Beobachter der Menschennatur das Wort ergreift. Als solcher erkennt er rückhaltlos das innige Verwobensein, die ununterbrochen stattfindende gegenseitige Beeinflussung der menschlichen Kräfte an. Folgende Stellen beweisen dies u. a.:

„Wenn der Mensch dumm, elend, gedankenlos, abergläubisch, ungeduldig und unreinlich, so ist es natürlich, dass er dieses alles am vorzüglichsten ist, wenn er krank wird. Jede gute Menschen-erziehung fordert, dass das Mutteraug in der Wohnstube täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und seiner Stirn lese“. XI, 20.

„ . . . Welch' eine . . . Aufgabe, die sinnlichen Erleichterungsmittel einer tugendhaften und weisen Gemütsstimmung ins Blut und in die Adern zu bringen, ehe ihnen (den Kindern) die wallenden Lüste der freien Naturergiessungen Blut und Adern für Weisheit und Tugend tief verdorben haben!“ XI, 281.

„ . . . Wie es in der Natur des Menschen liegt, dass er im physischen Krankheitszustand auch sittlich schwächer und ungeduldiger erscheint, als im gesunden, so liegt es auch in der Natur des Geistig-Bösen, dass es in seinem sinnlichen Schwachheitszustand verderblicher, giftiger und unheilbarer auf die menschliche Natur einwirkt, als wenn es in seiner vollen Stärke in derselben dasteht.“ XII, 104. 105.

„ . . . Dieser Gedanke bewegte mein Herz.“ XVII, 43.

Weitere Belege: I, 254. — II, 173. 214. — VI, 49. 331. 336. — VIII, 199.

zu entfalten oder zu entwickeln ¹⁾. Die Keime von ihnen liegen schon vor der Geburt im Kinde (XII, 22. XIII, 172). Mit dem Eintreten dieser zeigen sie sich als vollendet an, um jetzt die Bahn der Entwicklung bis zur höchsten Reife der einzelnen Kräfte zu durchlaufen. Für die noch unentwickelten Kräfte hat Pestalozzi die Bezeichnung: „Anlage“, „Vermögen“, „Sinn“. So entwickelt sich die Kunst-*Anlage* oder der Kunst-*Sinn* zur Kunst-*Kraft* (XIV, 85/86), so wird die „Anlage“ zu urteilen zur *Denkkraft* erhoben (XIV, 23), das *Denkvermögen* zur *Urteilkraft* (XIV, 24), der *Vatersinn* zur *Vaterkraft* (XIV, 104), so schlummert die *Anschauungskraft* zunächst nur als *Anschauungsvermögen* im Kinde (XIV, 95. 96. 117).

Diese Entwicklungsfähigkeit der Kräfte ist bedingt durch einen in jeder einzelnen von ihnen ruhenden Trieb; durch ihn wird der Mensch genötigt, seine Kraft zu gebrauchen. Der Trieb seiner physischen Kräfte nötigt also den Menschen zum Gebrauche seines Fusses, seines Auges, seines Ohres u. s. w., d. h. sein Fuss will gehen, sein Auge sehen, sein Ohr hören; aber ebenso will die Geisteskraft auf Grund ihres Triebes denken; oder vielmehr die menschlichen Kräfte *müssen* dies alles wollen ²⁾.

Die Entfaltung der Kräfte vollzieht sich in bestimmten Reihenfolgen nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen. Da diese wesentlich aus der Eigenheit jeder menschlichen Anlage hervorgehen, so sind sie ebenso wesentlich von einander verschieden, wie die Kräfte selbst, denen sie inne wohnen ³⁾.

¹⁾ I, 56. — III, 44. 89. 132. 205. — IV, 223. 224. — XI, 109. XII, 22. 25. — XIII, 172. — XIV, 32. 42. 43. 44. 86. 103. — XVI, 120. 230 u. a. m. Für „Entwickeln der Kräfte“ sagt P. auch: „Enthüllen, Reifen, Wachsen der Kräfte“: I, 56. — IV, 224. — XI, 109. XIV, 42. 43. 44. — XVI, 120. 230.

²⁾ Für „Trieb“ sagt Pestalozzi auch öfters „Selbsttrieb“. Er behandelt den Trieb der Kräfte: IX, 87. — XIII, 178. — XIV, 13. 26. 41. 43. 81. 88. 103. 104. — XV, 128. 129. — XVI, 110. — „Strebkraft“ nennt er den Trieb: IV, 223. 225.

³⁾ III, 205. — IV, 223. 224 ff. — VI, 141. — XIV, 10. 12. 13. 27. 87. 174. 181. — XVII, 57.

B. Leib und Seele.

Wie aus den vorangehenden Ausführungen erhellt, fasst Pestalozzi das seelische Bestehen des Menschen als das Wirken einer grossen Zahl verschiedener Kräfte auf. Selbstverständlich ist ihm daneben die herkömmliche Fassung des Menschen als eines aus Leib und Seele bestehenden Doppelwesens geläufig¹⁾. Wenn dieselbe erst jetzt zur Darstellung kommt, so geschieht dies aus dem Grunde, weil der natürliche Dualismus von Leib und Seele sich bei Pestalozzi mit dem der Bibel entnommenen ethischen von Geist und Fleisch verbindet und dadurch eine gewisse Komplikation erfährt.

Beide Formen der Analyse laufen bei Pestalozzi jederzeit völlig gleichberechtigt nebeneinander her, nur mit dem Unterschiede, dass die Hinweise auf letztere verschwindend gering sind an Zahl denen der ersteren gegenüber. Nur im „Schwanengesang“ findet sich aus einem später klar werdenden Grunde Leib und Seele nicht erwähnt. Psychologische Untersuchungen über das Wesen²⁾ der Seele oder über ihr Verhältnis³⁾ zum Leib stellt

¹⁾ Hinweise: II, 59. 73. 222. — III, 243. — IV, 201. 231. — V, 205. 206. 207. 252. 283. — VI, 120. 187. 246. 316. — VII, 256. 291. — VIII, 148. — X, 99. 100. 180. 290. 332. 339. 347. — XI, 22. 205. — XII, 114. 215. 225. — XIII, 180. 182. 203. 333. XVI, 36. — XVII, 43. 80. — XVIII, 285. „Körper und Seele“ ist gesetzt: XIX, 29. 338. 352.

²⁾ Nur eine gelegentlich gemachte Bemerkung betrifft das Wesen der Seele; aus ihr erfährt man, dass die Seele auch im Schlafe thätig sei. (XVI, 192. Krüsi: „Vaterlehren.“).

Es ist auffällig, dass Pestalozzi, der doch sonst, wie aus späteren Ausführungen hervorgehen wird, ein eifriger Verfechter der Unsterblichkeit des Menschen ist, diesen Begriff mit dem der Seele — mit einer Ausnahme — gar nicht verbindet. Diese findet sich: XVI, 230. (Unsterbliche Seele).

³⁾ Nur an einer Stelle streift Pestalozzi dieses Verhältnis mit folgenden Worten: „Wie die Seele des Menschen nur durch ihren Leib in der Kraft ihrer selbst äusserlich als seine Seele erscheint, wie sie nur durch ihn, den sterblichen Leib, Mittel findet, als hohe, erhabene Menschenseele äusserlich dazustehen, also . . . XII, 225.

Pestalozzi nirgends an. Wie er von den Kräften des Körpers, Geistes und Herzens spricht, so auch von den Kräften¹⁾ des Leibes und der Seele. Dabei decken sich für ihn die Kräfte der Seele mit denen des Geistes und des Herzens, so dass die Seele also sich als das im Menschen Denkende, Fühlende und Wollende hinstellt. Sein Sprachgebrauch bestätigt dies durch folgende Ausdrücke:

1. Die Seele ist das Organ des Denkens²⁾.

XIX, 148: „Ich muss . . . meiner Seele Gewalt anthun, an Dich zu *denken*“.

XIX, 287: „. . . Wisse, dass meine ganze Seele Dich, Dich allein *denkt* . . .“

VII, 211: „Was ihre Seele *denkt* . . .“

— „*Gedanken* . . . in der Seele“: VII, 104. X, 319. XIII, 218. 221. 240. XVIII, 313. XIX, 22.

„Die Seele macht sich einen *Begriff* von der Freiheit . . .“ IX, 213. — „Der *Begriff* des Rechts und des Unrechts in der Seele“ X, 93. — „Der *Begriff* von Gott in meiner Seele.“ XI, 282. — „Was sie *begriffen*, verlor sich aus ihren Seelen“ XI, 143.

„Lass *Vorstellungen* unseres stillen Lebens . . . in Deiner Seele aufleben“ XIX, 314.

„Jede Wissenschaftslehre, deren *Definitionen* . . . in die Seele gezaubert werden müssen . . .“ XI, 253.

„Die menschliche Seele in *Grundansichten* verhärten . . .“ XII, 215.

„*Ideen* . . . in der Seele“ XI, 86. 176.

„Mein *Erkenntnis*vorschritt, . . . ein Werk meiner Seele . . .“ XI, 208.

„Die *Erkenntnis* dieser Wissenschaft (der Erziehungs-

1) II, 73. — IV, 201. — VI, 187. — VIII, 148. — XI, 40. 41. 42. 47. 208. — XIII, 180. 203. 333. — XIX, 351. — XX, 228. 229.

2) Auch die von P. ausser der Denkkraft namhaft gemachten Kräfte des Geistes werden — allerdings nur vereinzelt — als Seelenkräfte bezeichnet, z. B.: Gedächtnis, Erinnerungskraft, Einbildungskraft, Urteilen, Schliessen, Verstand. XI, 42. 47. — XVI, 133. 196.

kunst) liegt kaum als vollendete Ahnung in meiner Seele.“ XIII, 193.

„Das Eindringen der *Vorurteile* und des *Irrtums* in seine Seele.“ XI, 137.

2. Die Seele ist das Organ des Fühlens.

„Die Seele mit *Empfindungen* erfüllen“ XIX, 131.

„Die ganze Reihe von *Gefühlen*, die mit der Natur meiner Seele unzertrennbar sind, . . .“ XI, 208.

„Die menschliche Seele in ihren *Grundgefühlen* verhärten . . .“ XII, 215.

„*Seelenstimmung*“: V, 180. 193. 232.

„*Heiterkeit* der Seele“: XIX, 20. 103. 104. 237. 249. 250. 301. — „*Ruhe* der Seele“: XIX, 27. 38. — „In die Seele gelegte *Hoffnung*“: XIII, 321. — „Das von Gott selbst in die Seele gelegte *Gefühl* des wahren Menschenrechts“: IX. 175. X, 93. — „Das *Gefühl* der *Pflicht* in die Seele bringen . . .“ X, 24.

„*Glauben* in die Seele“: XI, 263. XVI, 131.

„Die *liebende* Menschenseele“: VI, 182.

„Die *fromme, liebende* Seele“: XIII, 221.

„Meine Seele *liebte* . . .“ XIII, 88.

„*Vertrauen* in der Seele“: XVI, 131. 133.

„*Misstrauen* . . .“ ist in die Seele gekommen: X, 120.

„*Missmut* der Seele“: IX, 12. — „*Harm* und ekles *Missvergnügen* herrschen in meiner Seele“: XIX, 293.

„Unsere Seele würde vor *Wehmut* zerfließen“: VIII, 245.

„Meine Seele ist *bestürzt*“: XIX, 177.

„*Furcht* aus der Seele jagen . . .“ XIII, 252. (XIX, 341).

„Meine Seele ist voll *Schrecken*“: VIII, 251. (XIX, 293).

„Die Seele mit *Ekel, Trauer, Zorn* erfüllen . . .“ XIX, 209.

3. Die Seele ist das Organ des Wollens.

„Meine Seele *wünscht*“: XIX, 335.

„Die Seele lässt den *Wunsch* laut werden“: XVIII, 237.

„Meine Seele in ihrem reinsten *Streben*“: XIII, 247.

„*Der Entschluss* brach aus meiner Seele hervor“: XIII, 274.

C. Fleisch und Geist.

Als dritte und letzte Anschauung Pestalozzi's von dem Wesen der Menschennatur stellt sich die Sonderung derselben in Fleisch und Geist dar¹⁾. Diese Auffassung findet sich jedoch, abgesehen von ganz vereinzelt Stellen²⁾ aus früheren Jahren, erst in den Schriften der Jahre 1813—1826, ohne die andere von den drei Kräften des Menschen, bezw. den Dualismus von Leib und Seele, zu verdrängen; vielmehr macht sich das Bestreben geltend, beide Auffassungen zu einer einheitlichen Gesamtauffassung vom menschlichen Wesen zu verschmelzen, was besonders deutlich im „Schwanengesang“ zu Tage tritt. Die Darstellung der hier in Frage kommenden Ausführungen Pestalozzi's umfasst also 1. seine Gedanken über das Wesen von Fleisch und Geist, 2. den Versuch, diese anthropologische Anschauung mit derjenigen von den drei Grundkräften zu vereinen. Jene wiederum lassen sich unter drei Gruppen bringen:

Die erste behandelt das Wesen des Fleisches.

Die zweite das Wesen des Geistes.

Die dritte das Verhalten beider in der Einheit der Menschennatur.

a. Das Wesen des Fleisches.

Für den Begriff „Fleisch“ setzt³⁾ Pestalozzi häufig auch „Fleisch und Blut“ (in Gegensatz zu Geist). Seine Untersuchungen über dasselbe lassen sich im wesentlichen auf folgende zwei Aussagen zurückführen: 1. Das Fleisch ist die vergängliche Seite der Menschennatur. 2. Es bildet die Grundlage aller ihrer Unsittlichkeit.

¹⁾ IV, 227. — XII, 179. 181. 207. 208. 209. 279. — XIII, 173. 249. 333. — XIV, 31. 37. 124. 169. 183.

²⁾ 1794: X, 53. 1785: IV, 327. 1801/3: XVIII, 253.

³⁾ IV, 327. — IX, 16. 63. 171. 247. 255. 261. 263. 268. — XII, 208. 273. — XIII, 173. 176. 178. 179. 280. 333. — XIV, 10. 33. 122. 165. 169. 173. 184 u. a. m.

α. Die Vergänglichkeit des Fleisches.

Unter Bezugnahme auf jene erste Eigenschaft wird es das Vergängliche, Zeitliche, Veränderliche, Nichtige, Zerstörbare des menschlichen Wesens genannt¹⁾. Ja, im Vergleich mit anderen Erscheinungen der Natur scheint Fleisch und Blut das vergänglichste Wesen der Schöpfung zu sein. Denn Felsen dauern fast eine Ewigkeit, und das Leben vieler Bäume währt über tausend Jahre, aber das Dasein der Menschen und der Tiere umfasst nur eine kurze Spanne Zeit. „Es ist, als wenn der Atem des Lebens die Vergänglichkeit nähre und den Keim des Todes mit einer grösseren Gewalt entfalte, als er sich in allen Wesen, die keinen Atem in ihrer Nase haben, entfaltet“. (XIII, 74 ff.)

β. Die Unsittlichkeit des Fleisches.

Dem Gedanken, dass im „Fleisch und Blut“ des Menschen die Ursache für sein unsittliches Handeln zu suchen sei, ist Pestalozzi auf mannigfache Art bemüht, einen verständlichen Ausdruck zu verleihen. Er bezeichnet es (IX, 63) als die „Grundlage“ der menschlichen Verderbtheit und Schlechtheit, er sieht in ihm „Reize und Beweggründe“ zur Gottvergessenheit, Selbstsucht u. s. w. liegen (XIII, 215), oder er bemerkt in ihm den „Geist“ der Thorheit und der Sünde (XIV, 184), auch „Triebe“ der Selbstsucht walten (XIV, 169). Ist sonach Fleisch und Blut gewissermassen der Verführer des Menschen zur Unsittlichkeit, so steht Pestalozzi nicht an, es anderen Ortes²⁾ selbst direkt als schlecht, selbstsüchtig, begehrlieh hinzustellen, so dass für ihn schliesslich die Begriffe „Fleisch und Blut“ und „unsittliches Wesen der Menschennatur“ als gleichbedeutend zusammenfallen. Zur Kennzeichnung dieser schlechten, wertlosen Seite des menschlichen Seins bedient sich Pestalozzi im wesentlichen der Begriffe des „Sinnlichen“ und „Tierischen“, jenes, insofern der Mensch als physisch-lebendiges Wesen selbst nichts anderes ist als seine fünf Sinne (XI, 175), dieses,

¹⁾ XIII, 75. 78.

²⁾ IX, 268. — XI, 16. 255. — XIII, 178.

insofern es den Teil seines Wesens bezeichnet, den er mit den Tieren gemein hat¹⁾ (XII, 15). Er hält sich jedoch nicht ängstlich dabei nur an die beiden angeführten Ausdrücke, sondern gestattet sich an ihrer Stelle auch die Wendungen: Die sinnliche Natur des Menschen²⁾, Sinnlichkeit²⁾, sinnlich - tierische Natur³⁾, Tierheit⁴⁾, Tier-sinn⁴⁾, tierischer Sinn⁴⁾, tierisches Wesen der Menschen-natur⁵⁾ u. a. m. Stets aber will er mit diesen Ausdrücken nur ein ethisches Urteil abgeben, nie auf einen nur physisch vorhandenen, ethisch indifferenten Teil des menschlichen Wesens hinweisen. „Der tierische Sinn“, erläutert er (XII, 206) bezugnehmend auf die menschliche Natur, „spricht in seiner sinnlichen Selbstsucht die Rechte des Fleisches und Blutes, die Rechte der Finsternis, der Unwahrheit und der Lügen mit aller Kühnheit der Schamlosigkeit und mit aller Verschmitztheit der tierischen Hinterlist an. Er spricht der Schonungslosigkeit, dem Stolz, der Neigung zum Streit und der Neigung zum Krieg, und hinwieder den Ansprüchen der Lieblosigkeit und der Rechtlosigkeit, wo er darf, offen

1) Dass Pestalozzi gerade die dem „Fleisch und Blut“ anhaftende Unsittlichkeit, nicht etwa nur die Substanz desselben, als das den Menschen und Tieren Gemeinsame hinstellen will, beweisen z. B. folgende Worte: „Was er (der Mensch) immer mit allen sinnlichen Wesen der Schöpfung gemein hat, giebt seiner Menschlichkeit keinen Wert, am wenigsten Anspruch an Unsterblichkeit. Die Heldenruhe, die er mit dem Löwen, die Schlaueit, die er mit dem Fuchs, die List und Geschwindigkeit, die er mit der gierigen Katze oder wenn Du willst, mit dem Tiger . . . gemein hat, — alles dieses giebt ihm keinen Menschenwert; leicht begründet es vielmehr den Unwert seines menschlichen Seins.“ XIII, 76. 77. „Der Tiersinn macht den Menschen lieblos wie den Fisch, schonungslos wie die Schlange, gewaltthätig wie das blutdürstige Tier . . .“ XII, 16. Die sinnliche Natur bringt den Menschen dahin, „dass er sich stolz wie ein Pferd brüstet, dass er im Zorn kollert wie ein welscher Hahn, dass er seine Vorzüge spiegelt wie der Pfau seinen Schweif, dass er sich aus Furcht wie ein geschlagener Hund schmiegt . . .“ XII, 15.

2) XII, 221. 292. — XIII, 176. — XVII, 86.

3) XII, 135. 212. 219. — XIV, 249. — XVIII, 335.

4) XII, 179. 180. 181. 208. 209.

5) III, 93. — X, 53 u. a. m.

das Wort, und wo er nicht darf, flüstert er dem Mann, der ihn anhört, seine diesfällige Ansicht leise, leise ins Ohr...“ (XII, 206)¹⁾.

b. Das Wesen des Geistes.

Das Eigentümliche des Geistes wird aus seinem Ursprunge begriffen. Wie das Fleisch der Teil der Menschennatur ist, den sie mit den Tieren gemeinsam hat, so bildet der Geist denjenigen, der in seinem Wesen dem der Gottheit gleicht. Er ist nicht nur „von“ Gott geschaffen (XIII, 78), er ist „aus“ Gott sogar (XIII, 173), Gott ist seine „ewige Quelle“ (XVIII, 335). Pestalozzi nennt ihn geradezu „die Gottheit, die in uns thronet“ (XIII, 35), auch „das Göttliche der Menschennatur“ (IV, 211. — XII, 45. 49. 62. 117. — XIII, 30. 33. 35. 43. 76. 77. 78. 79. 89. — XIV, 36) oder ihr „göttliches Wesen“ (IV, 246. 255. — IX, 247.

¹⁾ Andere das Wesen von „Fleisch und Blut“ oder „die sinnlich-tierische Natur“ des Menschen charakterisierende Stellen sind folgende:

„In unserm Fleisch und Blut liegen eben wie im Fleisch und Blut der Tiere sinnliche Reize zur Unmenschlichkeit.“ IX, 171. 172.

„... die selbstsüchtigen Gefühle, Ansichten und Neigungen der sinnlichen, tierischen Menschennatur, und die ihr wesentlich beiwohnende Unrechtlichkeit, Lieblosigkeit und Unedelmüt . . .“ IX, 263.

„Die tote Natur ist unfühlend, und die lebendige, insofern ihr Leben von der Selbstsucht des Fleisches und des Bluts ausgeht, ist es auf eine Art noch weit mehr.“ IX, 16.

„Das gierige Streben des tierischen Sinnes, dieser schreckliche Keim alles menschlichen Unrechts und aller gesellschaftlichen Gewaltthätigkeit . . .“ XII, 45.

„Gierigkeit ist die Natur ihres (d. i. der tierischen Natur des Menschen) Lebens und ihres Treibens.“ XII, 180.

„Aus dem Wesen des Tiersinns entspinnt sich in der Menschennatur ewig kein echter Wahrheits-, kein echter Rechtssinn. Im Gegenteil, der Tiersinn führt den Menschen in allen Verhältnissen dahin, dass er das innere Wesen alles reinen menschlichen Fühlens, diesen ewigen Ursprung alles wahren, selbstsuchtlosen Rechts und aller reinen, selbstsuchtlosen, menschlichen Wahrheit in der Tiefe seines menschlichen Herzens verhöhnt und in eben dieser Tiefe den ganzen Umfang der tierischen Selbstsucht und ihrer Anmassungen in sich selber nährt, aus denen alles Unrecht und alle Lügen unsers Geschlechts als aus ihrem Eigentum hervorgehen. . .“ XII, 181.

255. 261. 263. — XII, 39. 207. 222. — XIII, 78. 90. 203. 329. — XIV, 10. 33. 167. 169. 173. 183. — XVII, 87. — XVIII, 335). Weiter bezeichnet er ihn als „die göttliche Natur“ in uns (XIII, 77) oder bildlich als den „göttlichen Funken“ (XIV, 36. 165. 166. 169. 173), auch als das „göttliche Licht“ (XI, 259), das „heilige Licht“ (XII, 209).

Denkt sich Pestalozzi fernerhin als „Kraft“ diesen Geist, so ist er doch zum Unterschiede von allen sonstigen Kräften der Menschennatur als „ihre wahre, ihre eigentliche Kraft“ zu bezeichnen (XIII, 173), als die heilige im Menschen wohnende Selbstkraft (XII, 135), kurz, als „göttliche Kraft“ (XIII, 78).

Die Göttlichkeit des Geistes bedingt die zwei wesentlichsten seiner Eigenschaften, die ihn in entschiedenem Gegensatz zum „Fleisch und Blut“ bringen. Es sind dies:

1. Seine Ewigkeit, gegenüber der Vergänglichkeit des Fleisches.
2. Seine Heiligkeit, gegenüber der Sündhaftigkeit des letzteren.

α. Die Ewigkeit des Geistes.

Um auf die Unvergänglichkeit des Geistes hinzuweisen, bedient sich Pestalozzi verschiedener Ausdrücke; er nennt ihn schlechthin „das Ewige“¹⁾ in der Menschennatur, ihr „unzerstörbares Wesen“²⁾, „das Unvergängliche“³⁾, Unveränderliche“⁴⁾ in ihr, ihr „ewig Gleiches“⁵⁾. Er bildet somit den unsterblichen Teil des menschlichen Wesens. Nicht also nennt Pestalozzi die Seele des Menschen unsterblich, d. i. das Denkende, Fühlende, Wollende in ihm, sondern ausschliesslich dieser unbeschreiblichen, dem Menschen eigentümlichen

¹⁾ XII, 29. 61. — XIII, 30. 33. 43. 77. 78. 79. 80. 86. 203. — XIV, 36. 183.

²⁾ XII, 29.

³⁾ XIII, 43. 75. 86.

⁴⁾ XII, 61. — XIII, 78. 79. 80. — XVII, 66. 67.

⁵⁾ XVII, 66.

Gotteskraft kommt Unsterblichkeit zu. Diesem Glauben an die menschliche Unsterblichkeit ist Pestalozzi zeitlebens¹⁾ treu geblieben. Schon in den „Abendstunden eines Einsiedlers“²⁾ tritt er aus tiefinnerster Ueberzeugung für ihn ein; nur spricht er hier ganz allgemein von der menschlichen Unsterblichkeit, ohne sie ausschliesslich einem „Geiste“ beizulegen. Dies thut er erst von jener oben näher angegebenen Zeit an, in welcher er sich zu dem Dualismus von Fleisch und Geist bekennt. So enthalten also die „Abendstunden“ beispielsweise folgende, seinen Unsterblichkeitsglauben kennzeichnende Stelle: „Ist ein Sinn für Wahrheit in dir, Mensch? Rede! Streitet es nicht wider den Sinn deines Innersten, zu glauben, dass Gott Vater der Menschen ist, und dass doch also das Wesen dieser Elenden vollendet sei? — Gott ist nicht Vater der Menschen, oder der Tod ist nicht die Vollendung unsers Wesens. Mensch, dein innerer Sinn ist dir sicherer Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht; und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft?“ — (I, 63. 64). Ausführlicher kommt Pestalozzi noch einmal in der Rede am Neujahrstage 1811 auf die Unsterblichkeit des Menschen zu sprechen³⁾, hier jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass der Mensch nur im Heiligen, Göttlichen, d. i. also seinem Geiste, ewig lebt und nur in diesem und durch diesen unsterblich ist⁴⁾.

β. Die Heiligkeit des Geistes.

War das Fleisch das Schlechte, Sündhafte des menschlichen Wesens, so ist der Geist „das Heilige“⁵⁾, „das Reine“⁶⁾,

¹⁾ Folgende Stellen aus den verschiedensten Zeiten seiner schriftstellerischen Thätigkeit beweisen dies: I, 63. 64. — VI, 335. — VII, 207. 208. — VIII, 278. — XIII, 75. 76.

²⁾ 1779/80; siehe Beilage I.

³⁾ XIII, 74 ff.

⁴⁾ XIII, 76.

⁵⁾ IX, 255. — XI, 115. — XII, 61. 62. 117. — XIII, 76. 78. 80. 175.

⁶⁾ XII, 45. — XIII, 77. — XIV, 167.

„das Edle und Erhabene“¹⁾ in ihm, sein „höheres Wesen“²⁾, sein „besseres Selbst“³⁾. Auf diese Heiligkeit des göttlichen Geistes im Menschen ist seine Sittlichkeit und Religiosität, sein Glauben und seine Liebe zurückzuführen⁴⁾. Die Religion erklärt Pestalozzi infolgedessen für nichts anderes als das Bestreben des Geistes, Fleisch und Blut durch Anhänglichkeit an den Urheber unseres Wesens in Ordnung zu halten⁵⁾.

Insofern dieser Gott entstammte, ewige und heilige Geist unter allen sterblichen Wesen allein in dem Menschen lebt und wirkt und damit auch den Niedrigsten unter diesen unendlich, selbst über das höchste der Tiere, erhebt, insofern lässt sich dieser Geist auch als das schlechthin und wesentlich „Menschliche“, als die „Menschennatur“ im eigentlichen Sinne bezeichnen. (XII, 15. — XIV, 36). Darum nennt ihn Pestalozzi auch das „wahrhaft Menschliche“⁶⁾ im Menschen (XII, 15. 33. — XIII, 175. — XIV, 36), oder sein „menschlich-göttliches Wesen“ (XIII, 176).

1) IX, 268. — XII, 21. 45.

2) IX, 263. — XII, 50. 222. — XVII, 67.

3) XVII, 86.

4) IX, 247. 248. — XII, 206. 207. — XIII, 173.

5) IV, 327.

6) Ausser diesem zwischen Mensch und Tier scharf hervortretenden Unterscheidungsmerkmal giebt Pestalozzi vereinzelt auch noch andere Unterschiede zwischen beiden an:

1. *Das Denken.* „Der Mensch denkt und wird nur durch sein Denken eigentlich Mensch.“ XVI, 52.

2. *Das Reden.* „Er (der Mensch) ist stumm, er ist ein Vieh. Er redet, er ist ein Mensch geworden. . . . Er ist durch sein Wort Mensch geworden . . .“ (X, 60). — „Die ausgebildete Eigenheit unsers Geschlechts, die Sprache, . . .“ (XI, 187). — „Die erhabenste Eigenheit unsers Geschlechts . . . (d. h. die Sprache.)“ (XI, 269).

3. *Das Lachen.* „Der Frohsinn des Lachens . . . ist der „eigentlich menschliche“ Ausdruck der Freude . . .“ (XVI, 295). (XVIII, 318.)

4. *Das Weinen.* „Heiliges Weinen! Du bist dem Menschen eigen; das Tier kennt dich nicht. Du bist Ausdruck der Liebe und Scham. Du begleitest das fromme Erbarmen und die Teilnahme am

c. Das gegenseitige Verhalten von Fleisch und Geist in der Einheit der Menschennatur.

Die Betrachtung des Verhaltens von Fleisch und Geist zu einander veranlasst Pestalozzi, beide Prinzipien gewissermassen zu lokalisieren. Er weist nämlich dem Geiste ein Dasein im Innern des sinnlich wahrnehmbaren Fleisches und Blutes zu und bezeichnet ihn deshalb auch als das „Unsichtbare“¹⁾ oder „das innere Wesen“²⁾ der Menschennatur. Demgegenüber bildet Fleisch und Blut das „Äussere“³⁾, die „sinnliche“, „tierische Hülle“⁴⁾; jener „liegt“, „wallt“ oder „lebt und ruht“ in dieser⁵⁾.

Man ginge jedoch vollkommen fehl, wollte man sich, auf Grund dieses Bildes der Ruhe des einen im andern, das Nebeneinanderbestehen beider als ein friedliches, gegenseitig unbeeinflusstes denken. Vielmehr denkt sie Pestalozzi sich in einem ununterbrochenen Kampfe⁶⁾ liegend, einem Kampfe um die Existenz, der nur mit dem völligen Siege des einen, der völligen Niederlage des anderen enden kann. Denn der Mensch „vermag“ es nicht, sich im Gleichgewicht zu erhalten zwischen tierischem und geistigem Leben.

Obwohl dem Ewigen und Unveränderlichen in der Menschennatur ein Uebergewicht von Gottes wegen zukommt⁷⁾, so ist doch das sündige, vergängliche Fleisch schwach der

Elend des Nächsten. Du heiligst das Herz. Im thränenden Auge schwimmt die Erkenntnis der Wahrheit und die Erkenntnis der Fehler.“ (XVI, 204.)

5. *Das Hassen.* „Nur der Mensch hasst.“ (XVI, 86.)

1) XIII, 78.

2) IV, 246. 255. — IX, 247. 255. 261. 263. — XII, 29. 50. 207. 222. — XIII, 176. 203. 329. — XIV, 10. 33. 169. 183. — XVII, 87.

3) XVII, 66.

4) IX, 255. — XIII, 175. — XIV, 173.

5) XIII, 175. — XIV, 33. 36.

6) XII, 179. — XIV, 36.

7) Ein derartig bewusst ausgesprochener Hinweis findet sich jedoch nur einmal: XVII, 66: „Dieses Uebergewicht des Ewigen und Unveränderlichen über das Äussere und Zufällige liegt von Gottes wegen im Wesen der Menschennatur.“

Sinnlichkeit gegenüber¹⁾. Soll der Geist im Menschen triumphieren, so bedarf es besonderer künstlicher Nachhilfe, nämlich der Erziehung. Je nach der Herrschaft des einen oder anderen Prinzipes im einzelnen Menschen ist dieser ein „sinnlich-tierisches“ Wesen oder „wahrer Mensch“²⁾. Ehe jedoch auf die von Pestalozzi häufig entworfenen Schilderungen dieser beiden so völlig in ihrem Wesen gegenüberstehenden Menschennaturen des näheren eingegangen werden kann, bedarf es einer Klarlegung des von ihm gemachten Versuches, die Anschauung von den drei Kräften des Menschen mit derjenigen von Fleisch und Geist zu verschmelzen.

D. Der Verschmelzungsversuch der anthropologischen Anschauung von den drei Kräften und derjenigen von Fleisch und Geist.

Wie schon oben angedeutet wurde, hatte Pestalozzi mit dem lebhaften Betonen des Dualismus von Fleisch und Geist als den wesentlichen Bestandteilen des menschlichen Wesens seine von ihm bis dahin stets geltend gemachte Ueberzeugung von den drei Kräften des Körpers, Geistes und Herzens keineswegs aufgegeben; vielmehr bieten die letzten dreizehn Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit beide Anschauungen. Pestalozzi konnte aber auch mit der Anerkennung der einen die andere nicht preisgeben.

¹⁾ „ . . . das Sinnliche, Tierische unseres Fleisches und Blutes, das den göttlichen Funken, der ihr (der Religion) zum Grunde liegt, ihn verderbend und auslöschend umhüllt, . . .“ XIV, 165.

„ . . . das tierische Übergewicht des Fleisches und Blutes über den innern Funken unserer wahren Menschennatur . . .“ XIV, 173.

„Der Geist der Thorheit und der Sünde liegt in unserm Fleisch und in unserm Blut und wirkt mit allen seinen Reizen der Entfaltung unserer Kräfte zur Weisheit und zur Tugend, zur Liebe und zum Glauben entgegen . . .“ XIV, 184.

²⁾ XII, 14 ff. — XIV, 183.

Wenn er ausging von dem Gegensatze des sündigen Fleisches und des Gott entsprossenen ewigen Geistes, so sicherte diese ethische Betrachtung dem Menschen zwar die Unsterblichkeit, war aber weniger geeignet für eine psychologische Einteilung der Kräfte; wohl die physischen und sittlichen, nicht aber auch die bloß intellektuellen Kräfte fanden in derselben Platz. Eine klarere psychologische Einteilung bot die Trichotomie der drei Grundkräfte des Denkens, Fühlens und Handelns; aber die Kräfte des Denkens und Fühlens fallen ihm, wie gezeigt wurde, mit der Seele zusammen, und dieser legt er im Gegensatz zum Geiste keine Unsterblichkeit bei, wenigstens spricht er, wie wir sahen, nur von einer Unsterblichkeit des Geistes, nicht von einer solchen der Seele. Somit wurde bei dieser Fassung des Menschenwesens die persönliche Unsterblichkeit in Frage gestellt. Dem systemlosen und einer scharfen principiellen Fassung psychologischer Fragen entbehrenden Manne war es nicht möglich, für diese Schwierigkeit eine einheitliche Lösung zu finden. Meistens laufen beide Anschauungen unvermittelt und zusammenhangslos nebeneinander her, aber sobald er bewusst beide Anschauungen einer strengen Prüfung unterzog, konnte er sie nicht als völlig gleichberechtigt nebeneinander bestehen lassen, d. h. er konnte in das menschliche Wesen ausser den drei Kräften nicht noch Fleisch und Geist hineinlegen. In diesem Falle hätte er nämlich die Sittlichkeit und Religiosität des Menschen wie seine Unsittlichkeit und Irreligiosität in doppelter Weise erklärt, jene 1. aus dem Wesen des Herzens, 2. aus dem des göttlichen Geistes, diese 1. aus dem Wesen des Herzens, 2. aus dem des Fleisches. Er versuchte also, allerdings erst, wie schon oben erwähnt, in seiner letzten Schrift, dem „Schwanengesange“, mit völliger Klarheit einen Mittelweg einzuschlagen.

Zur grundlegenden Anschauung machte er den Dualismus von Fleisch und Geist. Die drei Kräfte behielt er nur mit einer bedeutend veränderten Auffassung ihres Wesens bei. Die Kräfte des Körpers identifizierte er mit denen des Fleisches

und Blutes¹⁾, erweiterte sie also damit um das diesem inwohnende Princip der Unsittlichkeit. Den Kräften des Geistes, im Sinne von intellektuellen Kräften, und denen des Herzens nahm er sozusagen ihre Selbständigkeit, die sie als geistige Seite des menschlichen Wesens unter dem Begriffe der Seele dem Körper gegenüber behaupteten. Dies erklärt es auch, warum Pestalozzi im Schwanengesange den Dualismus von Leib und Seele nicht namhaft macht. Er setzt nämlich diese beiden Kräfte²⁾ jetzt in weit engere Beziehung zum Körper als früher, ohne ihnen jedoch die geistige Natur ihres Wirkens absprechen zu können. In seiner Verlegenheit bezeichnet er ihre Wirksamkeit als „geistiges Erproben“³⁾ des Fleisches und Blutes, das auch den Tieren eigentümlich ist. Er sagt wörtlich: „Auch das Vieh hat Geist und Leben, aber nicht menschlichen, sondern tierischen Geist und tierisches Leben. Und ich werfe in der Unschuld meiner, mir selbst wohl bewussten, diesfälligen Beschränkung anmassungslos und unbesorgt das Wort hin: Ich denke mir den Anfangspunkt der Menschlichkeit in *den geistigen Kräften unsers mit den Tieren gemein habenden Fleisches und Blutes* an den sich im Unsichtbaren verlierenden Endpunkt der zartesten Fasern der menschlichen Nerven, folglich an den Endpunkt unsers *Fleisches und Blutes* selber, *das sich auch im Tier bis auf einen gewissen Punkt in seinen Fundamenten als geistig erprobt und in seinen Resultaten als geistig ausspricht*“ (XIV, 122).

War fernerhin die Sittlichkeit bzw. die Unsittlichkeit der Gefühle des Herzens von vornherein im Wesen desselben begründet, so ist nunmehr das „Fühlen“⁴⁾ als solches einer

1) Pestalozzi spricht daher auch anstatt von Kräften des Körpers von Kräften des Fleisches und Blutes: XIV, 167.

2) d. h. Kräfte des Geistes und Herzens.

3) XIV, 122.

4) Aus dem Auftreten von „Fleisch und Geist“ in Pestalozzi's Schriften erklärt sich daher auch der bevorzugte Gebrauch des ethisch indifferenten Begriffes „Fühlen“ zur Bezeichnung der einen von den

ethischen Wertung durchaus entkleidet; es ist wie die anderen Kräfte des Denkens und Handelns ethisch völlig indifferent. Diese Indifferenz legt Pestalozzi jedoch nur in den *Begriff* der Kräfte; da die Einheit der Menschennatur sie nie als Sonderexistenzen, vielmehr immer in Berührung mit dem Geiste der Sünde im Fleische und dem heiligen Gottesgeiste zeigt, so erscheinen *in Wirklichkeit* alle Kräfte stets ethisch bestimmt. Sie bilden in ihrem passiven Verhalten gewissermassen das Streitobjekt für den Kampf von Fleisch und Geist. Das siegreiche Princip verleiht den Kräften die Farbe; erst durch dieses werden sie in sittlicher oder unsittlicher Weise beeinflusst. Dieses ethische Beeinflussen bezeichnet Pestalozzi auch als ein „Formieren“ oder „Beleben“¹⁾ der Kräfte seitens des Geistes bzw. des Fleisches. Da aber seiner Ueberzeugung zufolge „im Streit des Geistes und des Fleisches immer der eine vorherrschend, der andere unterliegend sein muss“ (XII, 179), so ist endgültig zu unterscheiden zwischen einem sittlichen Denken, Fühlen und Handeln und einem unsittlichen Denken, Fühlen und Handeln²⁾: sonach überhaupt, wie schon drei Grundkräften; sonst liebte er es, für diese den Ausdruck „sittliche Kräfte“ zu setzen oder einzelne dieser selbst namhaft zu machen, wie: Glauben, Liebe u. a. m.

1) XIV, 35. 166. 167. u. a. m.

2) Diese doppelte ethische Wertung der drei menschlichen Grundkräfte tritt u. a. in folgenden Stellen hervor:

IV, 70. 71: „. . ., dass sie (d. h. die Kinder) nicht selber unterjochte Knechte ihrer eigenen . . . von ihrem Fleisch und Blut überwiegend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden.“

IX, 222: „. . . die tierische Natur (d. h. des Menschen), so sehr sie auch in ihrem Fühlen, Denken und Handeln zur Unmenschlichkeit versunken, . . .“

XII, 225: „. . . die tierische Richtung des ganzen Umfangs aller unsrer Kräfte und Anlagen . . .“

XII, 225: „Mittel, die Kräfte ihres Kindes als menschliche und göttliche Anlagen zu entfalten . . .“

XIV, 35: „. . . im Innern ihres Fühlens, Denkens und Handelns von allen Ansprüchen der individuellen Selbstsucht belebt . . .“

XVIII, 162: „. . . es ist für den Armen dringend, dass seine durch sinnliche Beweggründe belebten Kräfte in ihm selber in ihrer

früher angedeutet, zwischen dem sittlichen Menschen, d. i. dem „Menschen“ im eigentlichen Sinne, und dem Unsittlichen oder dem Tiermenschen.

innern Unschuld erhalten und in ihm selbst als höhere göttliche Kräfte . . . begründet seien, so dass sie ihm ein mit ihr übereinstimmendes Denken, Handeln und Fühlen allgemein habituell mache . . .“

Den herrschenden Einfluss des Geistes auf die Grundkräfte kennzeichnet Pestalozzi auch kurzerhand durch folgende Wendungen: „Menschliches, menschenfreundliches, sittliches, christliches Denken, Fühlen und Handeln (XII, 220. 226. 229. — XIV, 164). Pestalozzi berührt aber nicht nur im allgemeinen den seitens des Fleisches bzw. des Geistes auf die Kräfte ausgeübten Einfluss, sondern er kommt auch ausführlicher auf die in der einen oder anderen Weise formierte einzelne Kraft zu sprechen; z. B. XIV, 166. 167:

„Selber die Liebe als blosses sinnliches Wohlwollen ins Auge gefasst, ist nicht Sittlichkeit, noch weniger Religiosität. Denk' dir den höchsten Grad der sinnlichen Gutmütigkeit, des sinnlichen Wohlwollens der Liebe, denk' dir selber die noch so reizende, aber nur sinnlich, folglich nur selbstsüchtig belebte Erscheinung der Vater-, Mutter- und Kinderliebe im häuslichen Leben, denk' dir hinwieder das ebenso nur sinnlich, folglich nur selbstsüchtig belebte Wohlwollen auf Freunde, Nachbarn und Verwandte, selber auf Notleidende und Arme ausgedehnt, denk' dir alles dieses bis zum Anschein der höchsten, sinnlich belebten Aufopferungskraft erhoben und forsche ihm in seiner Wahrheit und in seinem Wesen nach: du wirst, du musst finden, es erzeugt durch ihre, sich selbst allein überlassenen Resultate durchaus kein sicheres Fundament der reinen, hohen Kraft der wahren Sittlichkeit — der Religiosität. Alle Resultate der nur sinnlich belebten Liebe und Zuneigung gegen einander führen vermöge der Selbstsucht, die ihnen allgemein zu Grunde liegt, unser Geschlecht nicht weiter, als dass wir unser Fleisch und Blut, d. i. uns selbst in unsern Kindern, vorzüglich lieben; und in Rücksicht auf unser ganzes Geschlecht führen sie uns nicht weiter, als dass wir die lieben, die uns hinwieder lieben, und denen Gutes thun, die uns hinwieder Gutes thun; kurz nur dahin, dass wir in sinnlicher Beschränkung der selbstsüchtigen Gefühle, die in ihren letzten Folgen in jedem Fall zur Unmenschlichkeit führen, den Kitzel von Annehmlichkeiten suchen, die in ihrem Wesen nicht Sittlichkeit, nicht Geist und Leben, sondern sinnlicher, tierischer Natur sind. — Noch mehr als die sinnliche Belebung der Liebe ist die sich selbst überlassene Belebung und Entfaltung der intellektuellen Kräfte unsers Geschlechts an den Einfluss der tierischen Selbstsucht unser Natur gebunden; sie führt ohne höhere innere Belebung von Kräften, die dem tierischen Einfluss unser Selbstsucht mit höherer Kraft entgegenstehen, durchaus

a. Der tierische Mensch.¹⁾

Das Leben des tierischen Menschen steht durchaus unter dem Einflusse sinnlicher Genüsse; ja sogar die Einbildung von ihnen übt einen derartigen Reiz auf ihn aus, dass er sich aller Verachtung und Schande im Dienste anderer um ihretwillen aussetzt. Die höhere Menschennatur geht in ihm zu Grunde; damit aber giebt er sich selbst nicht nur dem Verderben preis, sondern auch seine Nebenmenschen. Die Schwachen und Armen verachtet er, ihr Recht hasst er; „der Name Menschenrecht ist ihm ein Greuel“. Der Trieb und die Kraft, sich von dieser tiefen Stufe zu einer höheren und damit zur Erkenntnis der Wahrheit und des Menschenrechts zu erheben, fehlt ihm ebenso sehr wie irgend einem „krautfressenden oder fleischfressenden Tiere der übrigen Schöpfung“. Als ein in diesem Zustande unter die Stufen der wahren Menschennatur gesunkenes Geschöpf wird er von

nicht zur Entfaltung des reinen göttlichen Wesens unserer innern Natur . . . Noch viel weniger als beides, die sich selbst überlassene und nur sinnlich belebte Liebe und die ebenso sich selbst überlassene und nur sinnlich belebte Entfaltung der Geisteskraft, führt die, wenn auch an sich noch so naturgemässe Entfaltung der Sinne und Glieder, die der menschlichen Kunst- und Berufskraft zum Grunde liegen, an sich zu irgend einem reinen Resultat der wahren Sittlichkeit. Sie ist an sich, isoliert ins Auge gefasst, eine von Geist und Leben entblösste Ausbildung der Kräfte des Fleisches und des Bluts selber zur physischen Gewandtheit tierischer Anlagen und Kräfte.“

Den Einfluss von „Fleisch und Blut“ auf die Kunstkraft im besondern bespricht Pestalozzi IX, 249: „So wie es gewiss ist, dass kein Tier auf Erden auch nur einen Funken dieses menschlichen Kunstkeims in sich selber hat, so ist es ebenso gewiss, dass jeder Mensch, der dem Tiersinn und der Selbstsucht unserer sinnlichen Natur unterliegt, dadurch auch das eigentlich Wesentliche seines Kunstsinns untergräbt, und mitten im Besitz grosser einseitiger Kunstfertigkeiten zu einem tierischen Handwerksknecht der Kunst herabsinkend, das Göttliche und Menschliche der Kunst in sich selber abschwächen, verderben und sogar verteuflern kann.“

Auch die „Belebung“ einzelner Kräfte durch den Geist wird besprochen; z. B. die des Denkens XIV, 124.

¹⁾ IX, 151. — XII, 15 ff. 21. 179. 205 ff. — XIV, 36. 183. 184.

innerer Unruhe gepeinigt, wenn er die Armen, Schwachen und Elenden preisgibt und verfolgt; „er muss den Spiegel seines Lebens vor seinen Augen zerschlagen, damit er sich nicht selber in aller Ekelhaftigkeit tierischer Nacktheit zu erkennen genötigt sei“.

b. Der wahre Mensch.¹⁾

Der Mensch, in dem der Geist der Menschlichkeit über den Geist des tierischen Verderbens herrscht, also der Mensch im eigentlichen Sinne, verachtet jede Kraftäusserung, die ihn auf die gleiche Stufe mit irgend einem tierischen Geschöpfe stellen könnte. Das höchste Gut ist für ihn die Menschlichkeit. Er ehrt und liebt alles, was recht ist; er hasst alles Unrecht. Er glaubt an Menschengüte, Menschendank und Menschentreue. Er ist ein Freund der Wahrheit, ein Feind der Lüge. „Liebe ist sein Gewand und die Wahrheit sein Schild. Gutes thun ist sein Leben, aber er treibt kein Geschäft der Welt, auch das Gutesthun nicht, um des äusseren Scheines willen.“

II. Die Entwicklung des Menschen.

A. Das menschliche Individuum.

Die Entwicklung des menschlichen Individuums in ihrem ganzen Umfange beruht auf drei Bedingungen²⁾. Diese sind: 1. das Wachstum, 2. die Bildung, 3. die Erziehung.

a. Das Wachstum.

Das Wachstum des Menschen vollzieht sich auf Grund göttlicher ewiger Gesetze, die in allen Individuen die näm-

¹⁾ XII, 179. 205. 206 ff. — XIV, 36.

²⁾ XIII, 177 ff.

lichen sind. Wiederholt ist Pestalozzi bemüht, dieses in seiner „Naturgemässheit“, seiner „Freiheit und Reinheit“ darzustellen. Die „Naturgemässheit“ des Wachstums bietet aber nur das häusliche Leben, und auch dieses nicht ausnahmslos, sondern nur dann, wenn die dasselbe konstituierenden Personen sittliche Persönlichkeiten sind¹⁾.

Die in Frage kommenden Schilderungen umfassen teils einzelne Kräfte, teils das menschliche Individuum überhaupt, d. h. die Gesamtheit seiner Kräfte.

aa. Das Wachstum der einzelnen Kräfte.²⁾

1. Die Grundkräfte.

a. Die Kräfte des Körpers.³⁾

Sehr spärlich sind die Bemerkungen über die Entfaltung der physischen Kräfte. Sie entstammen den Jahren 1813—15 und 1826.

Das Streben nach physischer Entfaltung äussert sich im Kinde unwillkürlich. Es sieht und geht, es wirft, zieht, stösst, schlägt und stampft. Bald werden seine Bewegungen zielbewusst, es geht an einen bestimmten Ort, es wirft nach einem bestimmten Gegenstand. Aeussert sich somit der Trieb nach physischer Entfaltung als Mittel der tierischen Selbsterhaltung, so tritt er doch auch, geistig belebt, im häuslichen Leben als Grundlage der Kunst- und Berufskräfte hervor. Das Kind versucht, etwas in der Wirklichkeit Gesehenes mit Kohle, Kreide nachzuzeichnen. Nach jener ersten Richtung hin ist dieser Trieb lediglich eine dem Menschen mit den Tieren gemeinsame Kraft. Demnach entfaltet er sich gänzlich verschieden in beiden. Im Menschen geht sie nicht wie im Tiere aus dem Gefühl des physischen

¹⁾ XII, 239. 240.

²⁾ Es ist selbstverständlich, dass Pestalozzi bei der Schilderung der Entwicklung der einzelnen menschlichen Kräfte nur durchaus normale Verhältnisse im Auge hat, die eine „naturgemässe“ ungehemmte Entfaltung zulassen.

³⁾ XII, 234 ff. — XIV, 87. 88. — XVI, 159.

Bedürfnisses und der mit ihm verbundenen tierischen Gierigkeit hervor, sondern aus Ruhe, Wonne und Unschuld. Diese Ruhe im Kinde wird durch die stets wachsame Muttersorge erzeugt, die jedes seiner Bedürfnisse unverzüglich stillt. Diese „erhabene Verspätung“ in der Entfaltung der physischen Kraft ist bestimmt das unterscheidende Merkmal des menschlichen Kindes von den Kindern aller nicht menschlichen Geschöpfe¹⁾.

β. Die Kräfte des Geistes.²⁾

Die ersten Aufzeichnungen über den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes fallen ins Jahr 1801, sie finden sich im Buche: „Wie Gertrud....“ Als eine der beiden wesentlichsten Eigenschaften der menschlichen Kräfte hatte Pestalozzi ihre Fähigkeit bezeichnet, sich nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen zu entfalten. Diese Gesetze sucht nun Pestalozzi namentlich im Entwicklungsgange der intellektuellen Kräfte aufzudecken³⁾. Selbstverständliche Voraussetzung bei diesen Untersuchungen ist für ihn ihre Uebereinstimmung mit denen der physisch-sinnlichen Natur. Trotz der Breite, mit der die Untersuchungen geführt werden, liefern sie keine wesentlichen, klaren Resultate. Er ist selbst von seiner gänzlichen Unfähigkeit, derartige psychologische Probleme zu lösen (XI, 172), überzeugt⁴⁾ und

¹⁾ Abgesehen von dieser allgemein gehaltenen Betrachtung findet sich noch gelegentlich (XIV, 62. 63) ein Hinweis auf die Entfaltung der Anschauungskraft: „So wie die Anschauungskraft im Anfang ihrer Entfaltung jeden Gegenstand, der ihr erscheint, nur als ein einzelnes Ganzes ansieht und erkennt, und im Anfange sehr langsam dahin kommt, die Teile des Gegenstandes einzeln und gesondert von einander in's Auge zu fassen; so wie hinwieder die verschiedenen Beschaffenheiten, in welchen jeder Gegenstand zu ungleichen Zeiten und unter verschiedenen Umständen sich befindet, in ihrem Umfang und Zusammenhang zum klaren Bewusstsein zu bringen, vor den Sinnen des Kindes nur zufällig, langsam und unzusammenhängend erscheinen; also führt der . . . Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft . . .“

²⁾ Sc.: Intellektuelle Kraft.

³⁾ Das Material für die folgende Darstellung bieten XI, 166—172.

⁴⁾ U. a. sagt er XI, 263: „Wenn ich z. E. mit der grössten

kennzeichnet demgemäss seine Versuche als den „Wirrwarr seines Ideenganges“ (XI, 164). Fühlt er sich also zunächst ausser stande, das Wesen der in Frage kommenden Naturgesetze¹⁾ in ihrer ganzen Einfachheit und in ihrer ganzen Umfassung sich klarzumachen, so erkennt er doch mit Sicherheit, dass sie sämtlich eine dreifache Quelle haben.

1. „Die erste dieser Quellen ist die Natur selber, vermöge welcher sich unser Geist von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen emporschwingt“.
2. „Die zweite Quelle dieser physisch-mechanischen Gesetze ist die mit dem Anschauungsvermögen allgemein verwobene Sinnlichkeit meiner Natur“.
3. „Die dritte Quelle dieser physisch-mechanischen Gesetze liegt in dem Verhältnis meiner äussern Lage mit meinem Erkenntnisvermögen“.

Aus der ersten Quelle leitet Pestalozzi folgende Grundsätze des physischen Mechanismus ab:

I. Nur insoweit die die menschlichen Sinne berührenden

Bestimmtheit ausspreche, die Entfaltung des ganzen Umfangs der menschlichen Kräfte geht von einem Organismus aus, dessen Resultat unbedingte Notwendigkeit ist, so sage ich um deswillen weder, dass ich der Gesetze dieses Organismus mir deutlich bewusst sei, noch dass ich sie in ihrem ganzen Umfang erkenne; . . .“ (cf. XI, 309.)

¹⁾ Er nennt sie „physisch-mechanische“; Hinweise auf sie finden sich häufig, z. B. XI, 108: „Indem ich alle Teile der staubichten Schulpflichten in die Hand nahm, . . . stiess ich natürlich alle Augenblicke auf Thatsachen, die das Dasein der physisch-mechanischen Gesetze, nach welchen unser Geist alle äusseren Eindrücke leichter oder schwerer aufnimmt und behält, bescheinen . . .“

Ferner: XI, 162. 166. 256. 278. 309. — XVIII, 290. 292. 293. 295. 296 (psychologisch-mechanische Gesetze) 302. 303.

Erläuternd sagt er XVIII, 295: „Der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur ist in seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet.“

Eine eigentliche Definition des Begriffes „physischer Mechanismus“, „physisch-mechanisches Gesetz“ oder eine Erklärung darüber, welche Gründe ihn zur Wahl dieser Ausdrücke veranlassen, giebt Pestalozzi nicht. —

- Dinge ihr unveränderliches Wesen, nicht ihren wandelbaren Wechselzustand, bezw. ihre Beschaffenheit zeigen, erweisen sie sich als Mittel zu richtiger Einsicht; im entgegengesetzten Falle sind sie Quellen des Irrtums.
- II. An jede dem Geiste vollendet eingeprägte Anschauung reihen sich unwillkürlich eine grosse Zahl ihr verwandter Nebengriffe.
- III. Aus beiden Grundsätzen folgert der dritte: Ist das Wesen eines Dinges dem menschlichen Geiste vollendet eingeprägt, so schreitet dieser stetig von Wahrheit zu Wahrheit mit Rücksicht auf den betreffenden Gegenstand; umgekehrt führt er von Irrtum zu Irrtum, wenn des Dinges wandelbare Beschaffenheit stärker als sein Wesen im Geiste haftet. Treten nun gar mehrere Gegenstände gleichen Wesens vor den Geist des Menschen, so wird seine Einsicht über ihre innere Wahrheit wesentlich und allgemein erweitert und geschärft und er damit vor einseitigen und beschränkten Ansichten bewahrt.
- IV. Auch die verwickeltste Anschauung besteht aus einfachen Grundteilen.
- V. Je mehr Sinne des Menschen eine Sache erforschen, um so richtiger wird seine Erkenntnis über dieselbe. —
- Die als zweite Quelle bezeichnete Sinnlichkeit der menschlichen Natur sieht Pestalozzi zwischen unbezähmbarer Wissbegierde („Naseweisheit“) und Genussucht schwanken. Da diese jene stillstellt, bezeichnet er sie auch als das „Trägheitsprinzipium“. Durch jene kommt der Mensch *zu all' seinem Wissen*¹⁾. Diese aber fördert seine Kaltblütigkeit

¹⁾ Dieser Anschauung, dass wir „durch den unermesslichen Reiz, den der Baum der Erkenntnis für unsere sinnliche Natur hat, zu *allem* unserm Wissen gelangen“ (XI, 171), widerspricht Pestalozzi noch in derselben Schrift („Wie Gertrud —“) im achten Briefe (XI, 206 ff); an dieser Stelle kennt er nicht *eine Quelle* des menschlichen Wissens nur, den Erkenntnistrieb, sondern deren *fünf*. Er sagt:

„Die ganze Masse unserer Erkenntnis entspringt:

1. Durch den Eindruck alles dessen, was der Zufall mit unsern fünf Sinnen in Berührung bringt.

im Urteil, so dass sein Geist in naturgemässer Entwicklung vielseitig zur Wahrheit in den Urteilen heranreift, ehe er sie ausspricht.

Zur dritten Quelle der physisch-mechanischen Gesetze bemerkt er:

„Der Mensch, gleich der Spinne an sein Nest gebunden, wählt den Mittelpunkt, in dem er wallet und webet, nicht einmal selbst, und erkennt als bloss physisches Wesen alle Wahrheit der Welt gänzlich nur nach der Masse, als die Gegenstände der Welt, die ihm zur Anschauung kommen, sich dem Mittelpunkte nähern, in dem er wallet und webet, und meistens ohne sein Zuthun wallen und weben muss“.

Noch einmal kommt Pestalozzi auf die Entwicklung der intellektuellen Kräfte des Menschen ausführlicher zu sprechen, nämlich in der Schrift: „An die Unschuld, den Ernst u. s. w.“ aus den Jahren 1813—1815¹⁾. Im wohlthuenden Gegensatz zu den verworrenen psychologischen Untersuchungen aus dem Jahre 1801 stehen die hier zu Tage tretenden Ausführungen. In ihnen greift er einen konkreten Fall

-
2. Durch alles dasjenige, was durch die Dazwischenkunft der Kunst und Leitung, insofern diese von unsern Eltern und Lehrern abhängt, uns vor die Sinne gebracht wird.
 3. Durch meinen im Selbsttrieb aller Kräfte begründeten und belebten Willen, Einsichten, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten und durch selbstthätiges Streben nach den vielseitigen Mitteln zu Anschauungen zu gelangen.
 4. Durch die Folge der Anstrengung und Arbeit der Berufe und aller Thätigkeit, die nicht bloss Anschauung zum Zwecke haben.
 5. Endlich ist die Anschauungserkenntnis analogisch, indem sie mich die Beschaffenheit auch von solchen Dingen kennen lehrt, die nie eigentlich zu meiner Anschauung gelangt sind, deren Aehnlichkeit ich mir aber von andern mir wirklich zur Anschauung gekommenen Gegenständen abstrahiere. Diese Anschauungsweise macht meinen Erkenntnisvorschritt, der als Resultat der wirklichen Anschauungen nur das Werk meiner Sinne ist, zum Werk meiner Seele und aller ihrer Kräfte und ich lebe dadurch in so viel Arten von Anschauungen, als ich Seelenkräfte habe.“ (In dieser erweiterten Bedeutung umfasst der Begriff Anschauung auch das Gefühl.)

¹⁾ XII, 232 ff.

heraus; er beobachtet das Kind in seiner häuslichen Umgebung mit scharfem Auge und bringt dann in schlichter Weise diese seine Beobachtungen zum Ausdruck.

Umfasste das menschliche Denken seiner in jenen Jahren hervortretenden Ueberzeugung gemäss die dreifache Thätigkeit des Beobachtens, Vergleichens und Beurteilens, so sieht er, wie das Kind im häuslichen Leben zu allen diesen Thätigkeiten ununterbrochen angehalten wird. Die Gegenstände dieses Lebens regen bei jedem Schritte der Entfaltung seines Bewusstseins mit Nachdruck die Sinne an, nötigen es zum Anschauen, Auffassen und Beobachten, weiterhin zum Vergleichen der beobachteten Gegenstände, und die Bedürfnisse dieses Lebens fordern schliesslich sein Urteil über die Dinge seiner Umgebung heraus; dieses Urteil aber wird weder voreilig noch eitel; denn die Ruhe der Häuslichkeit engt es in ihre Grenzen ein, und bewahrt gleichzeitig das Kind vor tierischer Gierigkeit und Stupidität, die beide der Entfaltung der Denk- und Urteilskraft hemmend in den Weg treten: im Gegenteil wird das kindliche Urteil „wahrhaft und kraftvoll begründet“; denn die Zahl der das Kind umgebenden Gegenstände ist gering; diese wenigen aber stehen ununterbrochen im innigsten Zusammenhange und in den verschiedenartigsten Verhältnissen vor seinen Sinnen. Auf diese Weise schreitet das Kind von stets gereiften Anschauungen, Vergleichen und Urteilen zu immer gereifteren vorwärts und erweitert den Kreis seiner Erkenntnisse von Tag zu Tage immer mehr, bis schliesslich ausser dem sinnlichen Bildungstoffe der Wohnstube auch „das Bewusstsein des geistigen Erkenntnisstoffes, der Sprache, der Form und der Zahl als Auffassungs-, Festhaltungs- und selbständige Bildungsmittel sich in ihm entwickeln¹⁾).

γ. Die Kräfte des Herzens.

Unter den Kräften des Herzens sind es vorzugsweise

¹⁾ Gleiche Gedanken wie die hier wiedergegebenen, finden sich zuletzt noch im „Schwanengesang“ (1826): XIV, 42. 43. 53. 95. 96. —

die sittlichen der Liebe und des Glaubens, deren allmählicher Entwicklung im menschlichen Individuum Pestalozzi des öfteren seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die frühesten Aufzeichnungen fallen ins Jahr 1801; sie stehen in der Schrift: „Wie Gertrund...¹⁾“. Andere datieren aus den Jahren 1803: Aus dem „Buch der Mütter“²⁾, 1807: Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche“³⁾, 1813—1815: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes. Ein Wort der Zeit“⁴⁾, 1826: „Schwanengesang“⁵⁾. Trotz des langen Zeitraumes von fünfundzwanzig Jahren, der zwischen der ersten und letzten Darstellung liegt, finden sich keine wesentlichen Schwankungen in der Auffassung. Es liegt immer derselbe Gedanke zu Grunde: Alle Sittlichkeit und Religiosität des Menschen hat ihre letzte Quelle in dem von sinnlicher Liebe und sinnlichem Vertrauen belebten Verhältnisse zwischen Mutter und Kind im häuslichen Leben. — Des weiteren spinnt er den Gedanken etwa folgendermassen aus.

Die gesamte Umgebung des Kindes zerfällt in die belebte und unbelebte Natur; jene wiederum sondert sich in Menschen und Tiere. Im Hinblick auf diese Gliederung ist der Einfluss:

1. der menschlichen,
2. der tierischen Umgebung,
3. der toten Natur

auf die Entfaltung von Liebe und Glauben oder überhaupt von Sittlichkeit und Religiosität im Kinde zu untersuchen.

1. Die menschliche Umgebung.

Das Verhältnis, in welchem sich das Kind seiner menschlichen Umgebung gegenüber befindet, ist von der

¹⁾ XI, 282—286.

²⁾ XVI, 270.

³⁾ XVII, 88—97. 107. 108.

⁴⁾ XII, 226—232.

⁵⁾ XIV, 14—20. 39. 40. — Den hier angeführten Stellen sind die Gedanken für die folgenden Ausführungen entnommen.

Wiege an ein höchst vielseitiges. Es ist nicht nur das Kind seiner Eltern, nicht nur Bruder oder Schwester der Geschwister, es ist auch ein Verwandtes für die Verwandten, Ortsgenosse den Bewohnern des Wohnortes seiner Eltern. Dieser mannigfachen Beziehungen ist das Kind sich aber keineswegs bewusst; zunächst lernt es die Menschen, höchst einseitig, nur als erfreuende, ihm helfende, ihm dienende Wesen kennen, also unter dem Gesichtspunkte ihres Einflusses auf die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse. Bedingt ist diese kindlich beschränkte Ansicht über das Verhältnis seiner Mitmenschen zu ihm durch seine die menschliche Hilfe ununterbrochen herausfordernde Unmündigkeit. In erster Linie ist es natürlich die Mutter, die ihm diese unaufhörliche Unterstützung gewährt. Ihre hingebende Wartung und Pflege lässt im Unmündigen sich den Keim der Liebe entfalten. Zur Liebe gesellt sich Vertrauen, wenn die Mutter ihr Kind schützt, wenn sie das um einer ungewohnten Erscheinung willen weinende in den rettenden Armen birgt. Merkt es aber, wie immer und immer wieder die Mutter seinen Bedürfnissen Befriedigung verschafft, wie sie es sättigt, wenn es hungert, es trinkt, wenn es dürstet, so fängt das Gefühl des Dankes an, seinem Herzen zu entkeimen. „Mutter“ und „satt werden“ ist ihm ein und ebenderselbe Gedanke. Durch die Ordnung und Regelmässigkeit aber, mit welcher das Kind von der Stunde der Geburt an besorgt wird, lernt es Selbstüberwindung, Gehorsam und Geduld. Wie der Liebe: Bedürfnis, dem Danke: Gewährung, dem Vertrauen: Besorgnis vorangeht, so dem Gehorsam: eine stürmische Begierde, deren Befriedigung es geduldig abwarten muss. Gehorsam, Liebe, Dank, Vertrauen vereinigt, entfalten den ersten leichten Schatten des Gefühls, dass es unrecht sei, gegen die Mutter zu toben, den ersten Keim des Gewissens.

Die sinnliche Liebe, der sinnliche Glaube des Kindes erhebt sich allmählich zu einer allgemein menschlichen Liebe, einem menschlichen Glauben. Es erwacht neben der Liebe zur Mutter diejenige zum Vater, zu den Geschwistern und

der Glaube an sie. Bald liebt es überhaupt alle, welche die Mutter liebt, traut allen, denen die Mutter traut.

Aber dieser Zustand, auf Grund dessen das Kind die Menschen seiner Umgebung nur als erfreuende, ihm helfende und dienende Wesen erkennen lernt, muss bald schwinden.

Es erkennt mit dem Aufhören der Unmündigkeit, dass keineswegs alle Menschen im Dienste seiner Person aufgehen, dass dies im Gegenteil sehr wenige thun, und dass diese kleine Zahl sogar, dass selbst seine Mutter nicht ausschliesslich um seinetwillen lebt. Es bemerkt, dass sie oft verhindert ist, sich mit ihm zu beschäftigen, dass alles, was Mensch ist, weit mehr mit jeder anderen Sache beschäftigt ist, als gerade mit ihm. Mit dem Wachstum dieser Erkenntnis geht dasjenige seiner Selbständigkeit Hand in Hand, d. h. der Fähigkeit, unabhängig von der Unterstützung seiner Mitmenschen sich selber helfen zu können und mit ihr der stetig wachsende Drang, die eben erst empfangene Liebe zu erwidern.

Neben der Liebe entkeimt der Glaube an Gott im Kinde. — Mit dem keimenden Gefühle eigener Kraft entfaltet in ihm sich der Gedanke, der mütterlichen Hilfe entbehren zu können. Wird die Mutter dies gewahr, dann drückt sie ihr Geliebtes fester als je an ihr Herz und sagt ihm mit einer Stimme, die es noch nie hörte: „Kind! Es ist ein Gott!“ Sie verweist es auf seine Hilfe, seinen Schutz, seine Güte und Liebe, auf die es vertrauen soll, wenn es ihrer nicht mehr bedarf. Gern glaubt das Kind, dem Worte seiner Mutter folgend, an einen Vater im Himmel; gern betet es mit ihr zu ihm. In seinem Herzen regt sich eine starke Glaubensneigung. Liebe, Vertrauen und Dank umfassen nunmehr auch Gott. Selbst der Gehorsam gegen die Mutter, der es ihr zu Liebe recht thun lehrte, erweitert sich nunmehr zu einem Gehorsam gegen Gott.

2. Die tierische Umgebung.

Auch die Tiere seiner Umgebung reizen das Kind zur Bethätigung seiner Liebe. Es giebt der Taube vom eigenen

Brote zu fressen, es sucht dem Schafe Kraut und Blätter zum Futter, es will mit den Tieren in den Stall, auf die Weide gehen, sie tränken und füttern helfen. Aber wenn das Kind auch das schwächere Tier unter der Gewalt des stärkeren leiden und verbluten sieht, so wird diese Erfahrung doch des Kindes Liebe nicht verlöschen machen, falls sie auf Muttertreue und menschliche Teilnahme begründet und durch sie erzeugt ist. Im Gegenteil wird eine solche Erfahrung erst recht lebendig das Gefühl in ihm entwickeln, dass der Mensch an seinem schwächeren Mitmenschen nicht so handeln „muss“, wie der Sperber an der Taube oder die Katze an der Maus.

3. Die tote Natur.

Selbst die tote Natur seiner Umgebung, Gottes grosse Werke offenbarend, übt einen veredelnden Einfluss auf des Kindes Gemüt aus. *Unmittelbar* ergreift sie das Herz des Kindes, indem sie Gottes grosse Werke offenbart; *mittelbar*, indem sie durch ihr den Menschen verderbenbringendes Wirken zur Thatkraft und zu hilfreicher Menschenliebe auffordert. Wenn die Naturgewalt den Mitmenschen ins Elend stürzt, indem sie mit Feuer seine Städte und Dörfer zerstört, durch die Fluten seine Felder verheert, durch Schlossen seine Ernte vernichtet, dann sieht es, wie selbst der Reiche, der Selbstsüchtige, der schwache Greis dem Bedrohten zu Hilfe eilt, und in ihm selber wallt nun auch der heilige Funke der Liebe, und es hilft gern aus eigener Kraft und eigenen Mitteln.

2. Die untergeordneten Kräfte.

α. Die Sprachkraft.

Abgesehen von unwesentlichen Andeutungen aus früheren Jahren¹⁾ finden sich die umfangreichsten Untersuchungen

¹⁾ Diese kurzen Hinweise, welche inhaltlich nicht von den Gedanken der hier folgenden Darstellung abweichen, sind folgende:

I. 1800: XVIII, 297.

II. 1801: XI, 173. 188. 189. 204. 246.

III. 1802—1805: XVI, 28. 161. 263. 264.

über die Entwicklung der Sprachkraft im „Schwanengesang“ (1826). ¹⁾

Pestalozzi legt sich die Fragen vor: Wie lernt das Mutterkind reden? Wie bereitet es sich von der Stunde seiner Geburt an zum Redenlernen?

Er findet es zunächst alle vermittels seiner Sinne ihm zum Bewusstsein kommenden Gegenstände mit Aufmerksamkeit beachten; namentlich sind hierbei der Gesichts- und Gehörssinn in Thätigkeit. Gleichzeitig mit der stetig fortschreitenden Entwicklung dieser Organe entfaltet sich aber auch das Organ seiner Sprachkraft, d. h. die Kraft, gehörte Töne selber hervorzubringen. Ihre erste Äusserung ist das Schreien in seinen verschiedenen Artikulationen. Auf dieses folgen Töne, welche denen verschiedener Tiere ähneln; erst mehrere Monate später bekommen diese Töne allmählich Ähnlichkeit mit den Vokalen und Konsonanten der menschlichen Worte und nähern sich dem Tone oft vorgesprochener Silben und Wörter. Nunmehr beginnt das Kind die leichtesten ihm von der Mutter vorgesprochenen Töne nachzuallen; das Redenlernen fällt ihm täglich leichter, und der Fortschritt in ihm hält mit demjenigen in der Ausbildung seiner Anschauungskraft gleichen Schritt. Dennoch ist es sich der Bedeutung des Nachgesprochenen keineswegs bewusst. Wohl aber bildet die Geläufigkeit, mit welcher der Mund das Gehörte aussprechen lernt, und die „dunkle Erkenntnis“, die das Gehör von ihnen durch häufige Wiederholung erhält, eine für die Entfaltung der Sprachkraft höchst wertvolle Vorbereitungsstufe. Denn ist auch der Begriff eines Gegenstandes dem Kinde noch unbekannt, so lässt doch die Bekanntschaft mit dem Namen desselben seinen Begriff unauslöschlich in seinem Geiste haften, sobald einmal der Gegenstand des Namens selber in den Kreis der kindlichen Anschauung tritt.

Nach diesen Erörterungen über den Naturgang in der

¹⁾ Die einschlägigen Stellen, die auch der folgenden Darstellung zu Grunde liegen, sind folgende: XIV, 20. 21. 22. 23. 44. 45. 46. 47. 49. 50. 52. 59. 60. 61. 62. 63. 67. 69. 70. 73. 74. 97. 129.

„mechanischen Entfaltung der Sprache“ geht Pestalozzi über zur Beantwortung der Frage: „Was ist der Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft auf das Innere, geistig Bildende derselben?“ Auch hierin hält die Sprachkraft in ihrer Entwicklung mit der Anschauungskraft gleichen Schritt. Wie letztere zunächst jeden Gegenstand nur als ein Ganzes erkennt, später seine einzelnen Teile und zuletzt erst die unter verschiedenen Umständen und zu verschiedenen Zeiten hervortretenden verschiedenen Beschaffenheiten desselben, so benennt auch die Sprachkraft zunächst nur jeden Gegenstand als einheitliches Ganzes, erst dann seine einzelnen Teile und vermag sich danach erst über seine verschiedenen Beschaffenheiten bestimmt auszudrücken. Dieser Fortschritt des *Redenlernens* von den Objekten zu den Beschaffenheitswörtern und von diesen zu den Zeitwörtern ist jedoch kein Fortschritt in der Zeit; denn das Kind hört alle diese Wörter in buntem Gemisch gleichzeitig in innigem Zusammenhange untereinander zu Phrasen verbunden. Da die Bedeutung eines jeden Wortes in einer solchen durch seine Verbindung mit anderen in einer zwar einseitigen aber bestimmten Weise begründet wird, so fördert das Hören dieser Phrasen das Verständnis des Wortsinnes in einem hervorragendem Masse.

Dem hier gekennzeichneten Entwicklungsgange der Muttersprache gleicht auffallend derjenige in einer fremden. Wer unter Menschen kommt, die eine ihm fremde Sprache reden, kann diese, wenn niemand ihn in seiner eigenen versteht, nur genau auf dieselbe Art wie seine Muttersprache erlernen. In dem einen wie in dem anderen Falle bleibt das Redenlernen durchaus Sache des Redenhörens und des Redens selber. Nur hat der Entwicklungsgang der fremden Sprache demjenigen der Muttersprache gegenüber folgende zwei Voraussetzungen:

1. Gewandte und kraftvoll ausgebildete Sprachorgane,
2. die Fähigkeit, zahllose zum Bewusstsein gelangte Erkenntnisse mit Bestimmtheit in der Muttersprache auszudrücken.

Auf Grund der ersten vermag der betreffende die wenigen von der Muttersprache sich unterscheidenden Töne der fremden sich einzuüben; die zweite ermöglicht es ihm, Töne von bekannter Bedeutung in andere ihm bisher unbekannte Worttöne zu verwandeln.

β. Die Kunstkraft.

Auf die Entwicklung der Kunstkraft geht Pestalozzi nur im „Schwanengesang“¹⁾ (1826) ein. Vor ihrer vollendeten Ausbildung ist die Kunstkraft nur Kunstanlage, Kunstsinn. Seine Entfaltung beruht wie die jeder anderen Kraft auf dem in ihm ruhenden zum Gebrauche nötigen Selbsttriebe und steht, wie schon oben des näheren ausgeführt wurde, im innigen Zusammenhange mit der Entwicklung der geistigen Kräfte des Menschen. Der Bildungsgang der jede Kunst zum Ausdruck bringenden mechanischen Fertigkeiten ist folgender: Von der Aufmerksamkeit auf die Richtigkeit jeder Kunstform geht das Kind zur Kraft in ihrer Darstellung über, von der Kraft weiter zur Zartheit und von der Richtigkeit, Kraft und Zartheit kommt es schliesslich zur Freiheit und Selbständigkeit in den Ausübungsmitteln. Indem nun die Natur dem Kinde einen gewissen gleichförmigen Grad von Fertigkeit in der Richtigkeit, Kraft und Zartheit einübt, erheben sich die Resultate dieser gegenseitig in Uebereinstimmung gebrachten Uebungen zu einer Gemeinkraft der Kunst, die den Menschen veredelt und ihn zum ernstesten Streben nach Vollkommenheit in seiner Kunst anspornt.

bb. Das Wachstum der Kräfte in ihrer Gesamtheit.

Zweimal fasst Pestalozzi in seinen Schriften das Wachstum des menschlichen Individuums in seinem ganzen Umfange ins Auge. Das erste Mal²⁾ im zweiten Stücke des

¹⁾ XIV, 25. 26. 27. 85—92.

²⁾ Die erste Darstellung aus dem Jahre 1782 möge hier ihren Platz finden: „Die ersten Bedürfnisse des Menschen sind körperlich und sinnlich, und die Befriedigung dieser sinnlichen und körperlichen

28. Aufsatzes im „Schweizerblatt“ vom 26. September 1782; das zweite Mal in der Schrift: „An die Unschuld, den Ernst u. s. w.“, aus den Jahren 1813–15. Widersprüche zwischen beiden Ausführungen finden sich nicht; nur hebt die erste mehr jenen Zeitpunkt hervor, in dem das junge Menschenkind schon so weit entwickelt ist, dass es, seiner Kraft vertrauend, doch wenigstens versucht, seine Bedürfnisse selber zu befriedigen; die zweite hingegen behandelt mehr das früheste Leben unmittelbar nach der Geburt, also den Zustand völliger Hilflosigkeit des Säuglings; seine Betrachtung veranlasst Pestalozzi auch des Verhaltens der Mutter in dieser Zeit zu gedenken.

Die Grundgedanken dieser zweiten Ausführung sind folgende: ¹⁾

Ähnlich einem Pflanzenkeime entfaltet sich das Kind in Bedürfnisse ist das, was den ersten bildenden Eindruck auf das Kind des Menschen in seinem Dasein auf Erden macht, das heisst, sie ist die erste Grundlage seiner Auferziehung, und die erste Entwicklung seiner Kräfte und Anlagen beruht auf ihr. — Abhängig und unbehülflich mehr als kein Geschöpf der Erde fühlt das Kind des Menschen an der Brust seiner Mutter und auf dem Schooss seiner Amme die ersten Eindrücke der Sittlichkeit im dunkeln Empfinden der Liebe und des Dankes, welche beim armen Menschen fast immer durch das Gefühl seiner Schwäche und seines fortdauernden Bedürfnisses am reinsten erhalten werden. — Diese sinnlichen und körperlichen Bedürfnisse führen das Kind dann nach und nach zu jeder Entwicklung der Anlagen seines Geistes und seines Körpers. — Hungernd streckt es seine Hand nach Brot aus und es schreitet nach dem Ort, wo seine Milch steht, es lernt die Liebe derer gewinnen, von denen es Hilfe will, sein Auge forscht in deinem, was dein Herz für oder wider dasselbe denke, es kennt die Töne deiner Liebe, deiner Freude und deines Zornes, weil es dich braucht und um seiner Bedürfnisse willen auf dich achten muss. — So sind seine körperlichen Bedürfnisse Grundlage der Entwicklung seiner Kräfte; sie führen ihn einfach und gerade zu dem doppelten Fundament aller wahren menschlichen Weisheit und Tugend, nämlich zum Dank und zur Liebe, welche der Grund aller menschlichen Sittlichkeit ist, und zum eigenen Nachstreben nach Brot, das ist zur Arbeit, welche die Sittlichkeit und Tugend der Menschen auf Erden sicher stellt. — VII, 281. 282.

¹⁾ XII, 24 ff. — Da die zweite Ausführung den Hauptgedanken der ersten berührt, ausserdem aber auch ausführlicher das fragliche Thema behandelt, so ist sie hier zu Grunde gelegt worden.

den ersten Wochen nach seiner Geburt in „heiliger Ruhe“ und fast völliger Bewusstlosigkeit seines Daseins. Das Leben dieser Tage bildet gewissermassen eine „geweihte Fortsetzung“ seines von der Welt geschiedenen Lebens im Mutterleibe. Diese Ruhe des Kindes ist die erste Grundlage für die naturgemässe allmähliche Entfaltung seiner sittlichen, geistigen und physischen Kräfte. Es zeigt sich also im jungen Menschenkinde nicht, wie bei den Tieren,¹⁾ die geringste Kraftäusserung in der ersten Zeit nach seiner Geburt, vielmehr bildet das erste Zeichen seines inneren Lebens ein „himmlisches Lächeln“; in ihm zeigt sich die erste Spur einer im Kinde keimenden Erkenntnis der Liebe; es ist der Ausdruck einer Heiterkeit seines Gemüts über die ihm erwiesene Sorgfalt und Liebe. Dieses Lächeln geht bald in Anmut, in ein „allgemein liebliches Wesen“ über. Aus ihm wiederum geht die Liebe zur Mutter und der Glaube an sie hervor, und zwar in einer Vollkommenheit, wie sie später vom Kinde nicht mehr überboten werden kann. Erst nach dem Erwachen der Liebe²⁾ beginnt die Entfaltung der Denkkraft, und erst, wenn die Kräfte des Herzens und des Geistes bis zu einem merklichen Grade

¹⁾ „Der tierische Säugling lebt von der Stunde der Geburt an im Gefühl seiner Kraft . . . , in einer lebendigen Gierigkeit nach dem Gebrauche seiner Kraft Sowie sich die menschliche Kraft im Glauben und in der Glaubensruhe entfaltet, so entfaltet sich die höchste Kraft der sinnlichen Natur im Tier durch Misstrauen und durch die Sorgen und die Unruhe der Kraft, die aus diesem Misstrauen entspringt.“ XII, 29.

²⁾ Die Ueberzeugung von der Entfaltung der sittlichen Kräfte im Kinde *vor* seinen geistigen und physischen kommt auch noch später zum Ausdruck, z. B.: 1820 (Neue Ausg. d. Werke: Cotta-A. „Lienh. u. Gertr.“ 4. Teil. Kap. 66: „Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bei der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseins schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst.“ IV, 226. (Cf. XIV, 40.)

entwickelt sind, regt sich die physische Kraft zum selbständigen Gebrauche. Es dauert also die physische Unbehüllichkeit des Kindes solange, bis die Mittel zur Selbsthülfe im Kinde gereift sind, und die Neigung zu ihr sich rein menschlich in ihm, nicht mit tierischer Gierigkeit, entfalten kann.

Wegen seiner völligen Hilflosigkeit ist der Säugling durchaus auf die Unterstützung seiner Mutter angewiesen. Ihre Kraft, ihr Wille, ihre Mittel stehen in erhabener Uebereinstimmung mit dem Bedürfnisse ihres Kindes. In den ersten Tagen nach ihrer Entbindung liegt sie gleichsam „in heiliger Weihe für die Unbehüllichkeit ihres Erzeugten, sich selber vergessend und allen ihren Verhältnissen entrissen, nur für ihr Kind da“. Völlig opfert sie ihre Kraft seiner Besorgung auf¹⁾, ja sie wünscht es sogar, dass die Unbehüllichkeit ihres Kindes noch lange andauern möge, dass sie noch lange ihre Hülfe ihm gewähren könne, damit nicht die tierische Selbständigkeit, sondern die Kräfte seiner Menschlichkeit sich *zuerst* in ihm entfalten.

Aus dem Geleise des oben gekennzeichneten Entwicklungsganges der menschlichen Kräfte treten jedoch diejenigen Individuen heraus, die in einzelnen ihrer Kräfte sich eines besonders grossen Wachstums erfreuen²⁾; sie besitzen in

¹⁾ Pestalozzi schildert folgendermassen diese Muttersorge: „Des Säuglings leisester Laut erweckt sie in dem härtesten Schlaf, sie wacht Nächte durch und ist am Morgen nach der durchgewachten Nacht heiter wie nach dem süssesten Schlafe, weil sie in der Liebe gewacht hat. Das Erschöpfende des Lebens erschöpft sie nicht, weil sie liebt. Sie sehnt sich nicht, los zu werden der mütterlichen Sorgen, der mütterlichen Lasten, ob diese gleich bis ans Ende des mütterlichen Einflusses gehen und lange dauern.“ (XII, 30). — Die tierische Mutter bedarf im Gegensatz zur menschlichen Mutter keiner Kunst und keiner Mühe, um ihrem Kinde „alles zu geben, was sie ist, was sie bedarf, und selber, was sie gelüstet, ihren Tiersinn, ihren Tierfrass und ihre Tierkraft.“ Ihr Kind ist fast ohne ihr Zuthun zu diesem Frass, zu diesem Sinn, zu dieser Kraft von selbst reif. (XII, 25).

²⁾ Die massgebenden Stellen finden sich nur im „Schwanengesang“: XIV, 34. 35. 83. 110. 115. 125. 242. (XIV, 115 weist Pestalozzi auf die Anlagen für die Baukunst hin).

diesen Kräften, wie Pestalozzi sagt, ein „Uebergewicht“ über die nämlichen Kräfte ihrer Nebenmenschen. Erweist sich dieses Uebergewicht als ein „millionenfaches“, so heissen diejenigen, welche es besitzen, Genies; danach giebt es Genies des Herzens, des Geistes und der Kunst. Ein derartig gewaltsames Hervortreten einer einzelnen Kraft im Menschen ist jedoch gewöhnlich mit einer bedeutenden Schwäche der anderen Kräfte verbunden¹⁾.

b. Die Bildung des Individuums.

In zweiter Linie ist die Entfaltung des Menschen von seiner Bildung abhängig. Unter dieser versteht Pestalozzi den Einfluss, den das Zufällige der Lage, der Umstände, oder der Verhältnisse des einzelnen auf das freie und reine Wachstum seiner Kräfte ausübt. Dieser Einfluss kann auf die Gesamtheit der Kräfte eines Menschen oder doch wenigstens auf einzelne unter ihnen entweder fördernd oder hemmend einwirken. So sieht beispielsweise für die Entfaltung der Anschauungs- oder Sprachkraft Pestalozzi die Verhältnisse des städtischen Berufs- und Gewerbsmannes günstiger wirken, als diejenigen des Landmannes; auch auf das Erwachen der

¹⁾ Pestalozzi schildert solche, das gewöhnliche Mass überschreitenden Anlagen folgendermassen: „Hier siehst du einen Menschen mit sehr schwachen Geisteskräften und ohne alle Kunstfertigkeiten, mit einer ausgezeichnet tiefen, sich selber bis zur Begeisterung erhebenden, sittlichen und religiösen Kraft als ein eigentliches Genie des Glaubens, der Gottesfurcht und der Menschenliebe; dort findest Du einen anderen, der in sittlicher Hinsicht wenig belebt, und in religiöser Hinsicht von innerer Begeisterung ferne ist, mit ausgezeichneter Kraft und hoher, geistiger Belebung für die tiefere Erforschung wissenschaftlicher Gegenstände gleichsam von der Natur erschaffen und in sich selbst dafür begeistert, vor dir steht; dort findest du wieder einen andern, der ohne besonderes, sittliches Interesse und ohne eigentliche, ausgezeichnete Fähigkeit für die Nachforschung wissenschaftlicher Gegenstände, ein wahres Genie irgend einer Kunst und dafür innerlich in sich selbst so belebt ist, dass ihn die geringfügigsten Gelegenheiten, die sein diesfälliges Genie ansprechen, mit hoher innerer Gewaltsamkeit ergreifen und mit Leichtigkeit zu Resultaten von entscheidendem Erfolg hinführen.“ (XIV, 242).

Gefühle des Glaubens und der Liebe, auf das Beleben der Erkenntnis von Wahrheit und Recht wirken die Umstände des einen günstiger als die des anderen ein; wie dieser den Weg zum Glauben, zur Liebe, zur Menschlichkeit um sich her geebnet findet, so jener zum Unglauben, zur Lieblosigkeit, zur Unmenschlichkeit¹⁾.

c. Die Erziehung des Individuums.

Drittens ist die Entfaltung des menschlichen Individuums durch die Erziehung bedingt, d. h. durch den Einfluss des sittlichen Willens anderer auf die Freiheit und Reinheit seiner Kräfte. Dieser Einfluss ist jedoch zufällig und unsicher; er kann wie derjenige der Bildung fördernd²⁾ oder

¹⁾ XIII, 177. 178. 179. — XIV, 27. 54. 55. — XIV, 25 spricht Pestalozzi von der „Gewaltskraft“, welche in den Umständen und Verhältnissen eines jeden Individuums in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht für das Wachstum desselben liegt. — Von diesem Standpunkte aus ist auch die Bemerkung des Joost im Volksbuche, „Christoph und Else“ zu verstehen: „Die Kenntnisse der Berufsarten des Volkes und des Entschuldigenden, dass sie für die Fehler der Menschen haben, und die richtige Einsicht auf alles, was ein jeder Mensch in seiner Lage und in seinen Umständen zu fordern hat, ist vielleicht das Wichtigste, was Seelsorger und obrigkeitliche Personen nicht genug studieren.“ (VI, 179. 180. Cf. VI, 190.) — Auch der Erzieher soll sich fragen: „Was liegt, erstens, im Kinde selbst, und zweitens in seinen notwendigen Umgebungen und Verhältnissen, das die Natur für die Bildung aller Menschen benutzt . . . ?“ (XVII, 77.)

²⁾ Diejenige Erziehungskunst, welche einzig und allein nach Pestalozzis Ueberzeugung imstande ist, einen derartig fördernden Einfluss auf die Entfaltung der menschlichen Kräfte auszuüben, ist die von ihm vertretene „Elementarbildung“; sie steht wirklich mit dem Gange der Natur in Uebereinstimmung; sie geht aus ihm hervor. (XIV, 102.) In dem ganzen Umfange der elementarischen Bildungsmittel erkennt er nichts anderes, als einen psychologisch mit Sorgfalt und Umfassung bearbeiteten Kunst-Zusatz zum Gange der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und physischen Kräfte und eine psychologisch begründete Nachhilfe ihres diesfälligen guten Thuns selbst. (XIV, 102.)

Es fällt aus dem Rahmen dieser Abhandlung heraus zu untersuchen, *welcher Art* nach Pestalozzis Anschauung *diese Kunst der*

hemmend auf das Wachstum sämtlicher oder doch einzelner Kräfte des Menschen wirken. Fördern wird er es, wenn

Erziehung sein muss. Hier handelt es sich nur um die Beantwortung der Fragen: 1. Vermag der Wille eines Menschen unter allen Umständen die Entwicklung der Kräfte eines andern zu beeinflussen? Pestalozzi beantwortet diese Frage bedingungslos mit: Ja. — 2. Ist ausnahmslos jedes menschliche Individuum einem solchen Einflusse ausgesetzt? Auch diese Frage bejaht Pestalozzi; nur wahrt er den Ausdruck „Erziehung“ lediglich für den mit Bewusstsein ausgeübten sittlichen Einfluss der Menschen auf einen ihresgleichen; einem solchen aber befindet sich nicht jedes Individuum gegenüber; ein jedes steht zwar von der Stunde seiner Geburt an unter dem Einflusse menschlicher Umgebung, zum mindesten unter demjenigen seiner Mutter, wenn sein Dasein überhaupt als ungefährdet betrachtet werden soll; ein solcher Einfluss braucht jedoch nicht in der angedeuteten Weise beschaffen zu sein; er kann ohne jede bestimmte Absicht, unbewusst, instinktartig ausgeübt werden. Ist dies der Fall, so spricht Pestalozzi von dem „*sich selbst überlassenen Gange der Natur*“ in der Entfaltung der menschlichen Kräfte.“ Die Resultate der sich selbst überlassenen Natur sind „unsicher und lückenvoll“; ihre Entfaltung geht „langsam und in engen Schranken“ vor sich. Darum bezeichnet Pestalozzi sie auch als „*blind*“; er begründet diese Bezeichnung folgendermassen: „. . . in Rücksicht auf ihren Gang (sc. in der Entfaltung der menschlichen Kräfte) und auf die einzelne Darstellung ihres Ganges ist sie (sc. die Natur) für das Individuum meines Geschlechts nicht befriedigend; sie ist ihm und für dasselbe nicht genughuende Wahrheit. Dem Ganzen geheiligt, scheint sie unbesorgt für das einzelne Geschöpf und vorzüglich für den Menschen, dessen Selbständigkeit sie durch keine Art Vormundschaft schmälern will. In dieser Rücksicht und in keiner andern ist es zu verstehen, dass sie sorglos und blind heisse und dass sie fordere, dass *die Leitung unsres Geschlechts ihr aus den Händen gerissen werde*. Aber in dieser Rücksicht ist es ganz wahr und für mein Geschlecht dringend. Wo du die Erde der Natur überlässt, da trägt sie Unkraut und Disteln, und wo du ihr die Bildung deines Geschlechts überlässest, da führt sie dasselbe weiter nicht als in — den Wirrwarr einer Anschauung, die weder für deine, noch für die Fassungskraft deines Kindes so geordnet ist, wie ihr es für den ersten Unterricht bedürft.“ XI, 307. 308. (Cf. XIV, 14. 47. 66. 98.) — Ohne alle Umschweife sagt er an einer anderen Stelle (V, 123): „Die Menschen, sich selbst überlassen, würden träg, unwissend und unvorsichtig . . .“ (Cf. XI, 164. — XII, 14. — XIII, 387.) — Ueberzeugt also von der Blindheit der sich selbst überlassenen Natur und ihrem schädlichen Einfluss auf das menschliche Individuum, fordert Pestalozzi für *jedes*

er mit den ewigen Gesetzen desselben in Uebereinstimmung steht, hemmen dagegen, wenn er ihnen widerspricht¹⁾. In letzterem Falle wird der Mensch verbildet und verzogen, sowie eine Pflanze verkrüppelt, wenn äussere Gewalt verheerend auf ihren Organismus einwirkt. Mannigfach sind die Ausdrücke, deren Pestalozzi sich bedient, um die Wirkung eines verkehrten Erziehungseinflusses auf die Kräfte zu schildern; so kann man sie beispielsweise „stillstehen“ oder „ungebraucht verrostet lassen“, durch überspannte Anstrengung „in sich selber zersprengen“, durch langen, anhaltenden Gebrauch „abschleifen“ und durch Ermüdung „unbrauchbar machen“ (IX, 65).

Weiterhin können die Kräfte beim Mangel einer wahren Erziehung der „Verwilderung“, „Erschlaffung“, „Verwirrung“ ausgesetzt sein; ja, von der falschen Erziehungskunst oder der „Routinekunst“, wie Pestalozzi letztere auch nennt (XIV, 104), kann sogar ein „Zutotkünsteln“ der Leibes- und Seelenkräfte ausgehen (XIII, 180. 297). Demgegenüber vermag der das Wachstum des Menschen befördernde²⁾ Einfluss seine Kräfte zu „erhöhen“ oder zu „verstärken“ (XIV, 162).

Abgesehen von derartig allgemein gehaltenen Ausdrücken, welche den Einfluss einer falschen Erziehung auf die Entfaltung der einzelnen Kräfte kennzeichnen sollen, finden sich eigentliche eingehende Untersuchungen über die Beschaffenheit der widernatürlich entwickelten einzelnen Kräfte des Körpers und Geistes keineswegs; nur sucht Pestalozzi diesem Mangel an psychologischer Erkenntnis gelegentlich durch eine Fülle bildlicher Wendungen abzuhelpen, so z. B., wenn er das Ver-

Kind *die Erziehung in seinem Sinne*, d. h. den mit Bewusstsein ausgeübten sittlichen Einfluss auf das Wachstum seiner Kräfte. Für die Anlagen der Liebe und des Glaubens, für die Denk-, Kunst- und Sprachkraft hebt er es im besonderen hervor an den Stellen: XIV, 128. 129. — XVI, 263.

1) XIV, 95.

2) Für „fördern“ setzt Pestalozzi wohl auch ein: „vergeschwindern“ (XIV, 22), „nachhelfen“ (XIV, 71), „anregen, beleben“ (XIV, 177).

künstlungsverderben die Denkkraft „aufdunsen, verwirren, abschwächen und stille stellen“ lässt (XIV, 80). Eine Ausnahme hiervon bilden allein die Kräfte des Herzens. Zu wiederholten Malen behandelt er die widernatürliche Beeinflussung der Herzenskräfte und ihr notwendiges Ergebnis; am ausführlichsten:

1. In dem Aufsätze: „Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche“ aus dem Jahre 1807,
2. im „Schwanengesang“ 1826.

Ausserdem findet sich noch ein weniger umfangreicher Hinweis schon in der Schrift: „Ueber Gesetzgebung und Kindesmord“ (1780), (VIII, 30. 31)¹⁾.

Im wesentlichen beruhen die Untersuchungen auf folgenden Gedanken:

Was der reinen Entfaltung der sittlichen Kräfte hinderlich ist, das dient auf der anderen Seite zur Belebung der Unmenschlichkeit. Wie nun die Ruhe des Säuglings die unerlässliche Bedingung für das Wachstum seines Glaubens und seiner Liebe war und damit überhaupt seiner Sittlichkeit und Religiosität, so entkeimt aus seiner Unruhe Lieblosigkeit und Unglaube, die Fundamente aller Unsittlichkeit und Irreligiosität. Wie ferner diese Ruhe des eben Geborenen nur durch aufopfernde Liebe der Mutter erzielt werden konnte, so ist der Mangel dieser Mutterliebe und Muttertreue die Quelle der Unruhe des Kindes. Denn das Kind einer solchen Mutter muss oft und lange warten, bis diese es für nötig findet, seine Bedürfnisse zu stillen. Dadurch aber lernt es Not, Leiden und Schmerz kennen. Diese Ge-

¹⁾ Hier heisst es: „Die Reizbarkeit der Menschen für Recht und Pflicht, für Tugend und Weisheit stirbt und löscht aus, wenn der Mensch um sich her nur Eindrücke der Bosheit, der Grausamkeit, der Pflichtvergessenheit, der Treulosigkeit, des Eigennutzes und der Gewaltthätigkeit sieht. — Und wo dieses innere Gefühl des Herzens also schlafend und erloschen erscheint, daselbst wirken die Kräfte und Anlagen des Menschen ohne innere Stimmung für Tugend und Weisheit und führen ihrer Natur nach zum Verbrechen.“

föhle vermögen nicht Liebe und Vertrauen gegen die Mutter zu erzeugen. Ist auf diese Weise in dem im Geföhle seiner Bedürfnisse unruhig daliegenden Kinde die „böse Unruhe“ lebendig, so regt sich in ihm mit Notwendigkeit die „physische Selbstkraft“, die tierische Gewaltthätigkeit und mit ihm „die Hölle des unsittlichen, irreligiösen, das innere Wesen der Menschlichkeit selber misskennenden und verläugnenden Weltgeistes“. Die gleiche Unruhe mit ihren schlimmen Folgen wird auch durch die Ueberfüllung des Kindes mit sinnlichen Genüssen erzeugt. Fehlt aber diesem einmal erst die Liebe zur Mutter, zu den Eltern, so kann sich in ihm auch nicht allgemeine Menschenliebe entwickeln. Es hält das Menschengeschlecht für „böse“, und die in ihm stetig wachsende Erkenntnis von der unter ihm verbreiteten Unsittlichkeit nährt Härte und Selbstsucht in ihm. Schliesslich findet es selbst Gefallen am Peinigen und Unterdrücken seiner Nebenmenschen und sieht es nicht mehr für ein Unrecht, sondern für eine naturgemässe Notwendigkeit an, wenn der schwächere Mensch vom stärkeren erniedrigt und zertreten wird, wie es unter den Tieren geschieht. — Was aber an Liebe und Glauben Vater und Mutter, überhaupt die menschliche Umgebung im Kinde unerweckt liessen, das vermag auch die tote Natur nicht in ihm zu erwecken. Diese Welt ist für einen derartig erzogenen Menschen der Selbstsucht nicht Gottes Welt, sie bildet für ihn eine — ekle Erscheinung.¹⁾

Es erübrigt sich hier auf die Entfaltung der Kräfte vom Standpunkte der wahren Erziehungskunst einzugehen. Die hierher gehörigen Ausführungen Pestalozzis decken sich natürlicherweise mit denen, welche seine Anschauungen über „die naturgemässe Entfaltung“, d. h. über das „Wachstum“ des Menschen, bringen. Denn diese wahre Erziehungskunst, von Pestalozzi häufig auch schlechthin „Kunst“ genannt, ist ja nur dazu bestimmt, dem Gange der Natur in der Ausbildung der menschlichen Kräfte nachzuhelfen, und zwar in

¹⁾ VIII, 30. 31. — XIV, 15—18. — XVII, 97—102.

jeder Richtung, mit ihr übereinstimmend und ihr untergeordnet (XIV, 146. 147).

Die Ueberzeugung von einer Entfaltung der Sittlichkeit und Religiosität im Menschen, bzw. seiner Unsittlichkeit und Irreligiosität musste für Pestalozzi von dem Augenblicke an eine schwankende werden, in dem er den ethischen Dualismus von „Fleisch und Geist“ in das psychologische System der Seelenvermögen überspielen liess und damit letzteren für die Quelle der sittlichen Kräfte ansah. Denn wenn diesem Geiste im Menschen die Eigenschaften der Göttlichkeit und Heiligkeit und weiter die der Ewigkeit und Unveränderlichkeit zugeschrieben wurden, und er auf Grund dessen für den unsterblichen Teil des Menschen erklärt wurde, so war mit dieser Auffassung die entgegengesetzte Annahme von einer Entwicklungsfähigkeit des Geistes, also die der Veränderlichkeit im Sinne des Fortschreitens von einer unvollkommenen Stufe zu einer vollkommeneren vollständig ausgeschlossen. Dieser „Geist“ musste eben vermöge seiner „Unveränderlichkeit“ der nämliche bleiben im Neugeborenen wie im Greise. Wie konnte aber, dies angenommen, dann noch von einer Entfaltung der Sittlichkeit, von einer Entfaltung von Glauben und Liebe, Kräften, die durch ihr Wirken ja das Dasein des Geistes verraten (XIII, 173), im Ernste die Rede sein? Wie konnte Pestalozzi noch von einer Entfaltung der Religiosität reden, die nach seiner Aussage nichts anderes ist, als das Bestreben des Geistes, Fleisch und Blut durch Anhänglichkeit an den Urheber unseres Wesens in Ordnung zu halten, wenn jener schon im Säugling rege ist? Wenn aber ferner in einem solchen der Geist in seiner vollkommenen unzerstörbaren Heiligkeit nur „Keimen“ der Unsittlichkeit und Irreligiosität gegenübersteht, wie können diese ihm gegenüber mächtig werden, wie können solche Ansätze von unsittlichen Kräften der eigentlichen Kraft der Menschlichkeit mit ihrer Vollkommenheit in einer Weise Herr werden, dass sie dieselbe ersticken können?

Solche Widersprüche, in die er mit der Aufnahme von

„Fleisch und Geist“ unter seine entwicklungstheoretischen Anschauungen verwickelt wurde, konnten Pestalozzi nicht verborgen bleiben. Die Indifferenz des Säuglings für Sittlichkeit und Unsittlichkeit, seine Abhängigkeit in dieser Beziehung von der äusseren Lage, von den erziehlichen Einflüssen bewiesen ihm die tägliche Erfahrung. Diese bewies ihm ferner, dass die Mehrheit des Menschengeschlechts das Gepräge der Krümmungen und Laster, die eine Folge der Lieblosigkeit und Schwäche unserer Natur sind, offen an der Stirn trägt (XVII, 102/103), dass also der göttliche Geist im Menschen keineswegs die heilige Macht in Wirklichkeit besass, die er ihm in der Theorie bei Besprechung seines Wesens beizumessen stets eifrig bemüht war. Pestalozzi vermeidet es daher fast durchweg von einem hemmenden oder fördernden Einfluss auf die Entfaltung des Geistes ¹⁾ seitens der Erziehung zu reden und spricht daher auch in den Schriften, welche den Dualismus von Fleisch und Geist bringen, gewöhnlich nur von einer Entfaltung der Kräfte des Herzens, bzw. einem Einflusse der Erziehung auf dieselbe, seiner alten Anschauung von der Einteilung der Menschennatur in die drei Grundkräfte getreu. Versucht er einmal der sich ihm aufdrängenden Widersprüche Herr zu werden, so geschieht es nur andeutungsweise; doch sind auch diese Versuche ohne befriedigendes Resultat. So sagt er ²⁾:

¹⁾ Einmal jedoch bedient er sich eines ähnlichen Ausdruckes: „Glaubet an das Göttliche unserer Natur, dass sich sein göttliches Wesen in euch selber *entzünde* . . .“ XIII, 90.

²⁾ XIV, 164. 165—168. Diese beiden hier wiedergegebenen Stellen sind dem „Schwanengesang“ entnommen, in welchem, wie früher ausgeführt wurde, der Verschmelzungsversuch der Anschauung von den drei Grundkräften mit der dualistischen von Fleisch und Geist vorgenommen wurde. Die Wendungen also, „die Religion gehe von einem höherem Standpunkte aus, sie bedürfe der menschlichen Kunst nicht zu ihrer Entfaltung“, weisen lediglich auf den „göttlichen Geist“ im Menschen als ihren Quell hin. Die Stellen zeigen Pestalozzis Verlegenheit zwischen der von ihm anerkannten Erfahrungsthatfache, dass alle Sittlichkeit und Religiosität im Kinde erst entfaltet werden müsse,

„Ich habe zwar oben gesagt, *die religiöse Sittlichkeit gehe durchaus nicht von der menschlichen Kunst* (d. i. der wahren Erziehungskunst) *aus*; sie habe eine tiefere Begründung und müsse *von einem höheren Standpunkte* aus ins Auge gefasst werden. Der Gedanke ist richtig, aber er fordert eine nähere Bestimmung. Die religiöse Sittlichkeit fordert von der Wiege an menschliche Handbietung zur Angewöhnung alles dessen, was die Religion uns im Umfang aller unserer Verhältnisse, folglich in häuslicher und bürgerlicher Hinsicht zur menschlichen Pflicht macht. In dieser Rücksicht ist es unwidersprechlich, *die Religion*, die an sich selbst *von einem höheren Standpunkte ausgeht*, benutzt, vollendet und heiligt alle Resultate der menschlichen Kunst zur Begründung der sittlichen Angewöhnungen, die sie uns unumgänglich zur Pflicht macht . . .“

Wenige Abschnitte später hebt er noch einmal hervor:

— „So entschieden ist, dass *die Sittlichkeit und Religiosität auf der einen Seite an sich selbst nicht aus der menschlichen Kunst hervorgeht und ihrer an sich nicht bedarf*, aber auf der andern Seite, dass sie in ihrer göttlichen Reinheit und durch sie alle Resultate der wahren menschlichen Kunst, welche sie immer sein mögen, zu benutzen, zu stärken und zu heiligen geeignet ist; und ebenso gewiss ist, dass sie, insofern sie nicht in der Allgemeinheit ihres inneren Wesens, sondern im positiven Zustand des bürgerlichen, gesellschaftlichen Lebens dastehend ins Auge gefasst wird, der Mitwirkung und Handbietung der Kunst unumgänglich bedarf, indem sie von Einfluss der menschlichen Selbstsucht und ihrer tierischen Sinnlichkeit einen tödtlichen Einfluss auf ihr Wesen zu gefahren hat, und nicht genug auf ihrer Hut sein kann, die menschliche Kunst nur durch ihre Wahrheit und Solidität und nicht durch ihr Verkünstlungsverderben, das eine Folge unserer tierischen Natur ist, auf sich wirken zu lassen.“ —

und seiner Ueberzeugung vom Wesen des jeder Entwicklung völlig überhobenen Gottesgeistes im Menschen.

d. Das Ergebnis der Entfaltung.

Das aus der Entfaltung der einzelnen Kräfte d. h. aus ihrem Wachstum, ihrer Bildung und ihrer Erziehung sich für die Gesamtheit derselben, also für das menschliche Individuum überhaupt ergebende Resultat kann ein doppeltes sein. Entweder vollzog sich die Entfaltung für alle in gleichmässig fördernder Weise: dann stehen die Kräfte nach Abschluss derselben im Gleichgewicht zu einander; oder die Entfaltung der einen Kraft verlief günstiger als die der anderen: dann hat diese das Uebergewicht über die anderen erhalten.

α. Das Gleichgewicht der Kräfte.¹⁾

Am ausführlichsten spricht Pestalozzi über das Gleichgewicht der Kräfte im „Schwanengesang“ (1826). Doch finden sich auch schon Hinweise im zweiten Volksbuche: „Christoph und Else“ (1781)²⁾.

Wenn nicht nur der Grad der Anlage in jeder der drei Grundkräfte des einzelnen Menschen der nämliche ist, sondern wenn sie auch alle einen gleichmässig günstigen Einfluss im Verlaufe ihres Wachstums seitens der Bildung und seitens der Erziehung erfahren haben, dann werden sie also mit dem Abschlusse ihrer Entfaltung im Gleichgewicht zu einander oder in gegenseitiger Harmonie stehen. Hierfür ist jedoch nicht ein bestimmter Grad der Anlage in den Grundkräften wesentliche Bedingung; es kann vielmehr das Gleichgewicht ebenso bei bedeutenden Kräften wie bei mittleren und schwachen erzielt werden. Ebenso wenig ist es von der bestimmten Fülle und Güte äusserer Bildungsmittel abhängig; seine Ausbildung ist beim Ueberflusse wie

¹⁾ In dem angedeuteten Sinne bedient sich Pestalozzi dieses Ausdrucks an folgenden Stellen: VI, 258. 259. 261. — XIII, 203. 291. 304. 307. 333. — XIV, 11. 121. 124. 125. 126. 127. 133. 136. 137. — XV, 127. — Bisweilen setzt er auch für „Gleichgewicht“: „Harmonie“, z. B. XIV, 11. 28. 124. 125. 127. 136.

²⁾ Den Stoff für die folgende Darstellung der in Frage kommenden Anschauungen Pestalozzis ist den unter Anm. 1 angeführten Stellen entnommen.

beim Mangel äusserer Mittel gleich möglich¹⁾. Nur ist zu beachten, dass ein Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, im eigentlichen Sinne des Wortes genommen, nicht möglich ist. Dagegen spricht schon die Erfahrungsthatsache, dass die einzelnen Kräfte des Menschen nicht einen absolut gleichmässigen Grad von Stärke besitzen, vielmehr werden einzelne Kräfte im Individuum die anderen übertreffen, und sei es auch nur in sehr geringem Masse. Es ist vielmehr unter dem Gleichgewicht und der Harmonie der Kräfte ein sich ihnen nähernder Zustand derselben zu verstehen. Das Gleichgewicht, in dieser Einschränkung seiner Bedeutung genommen, ist nun imstande, eine „Gemeinkraft“ der Menschennatur zu erzeugen, die herrschend auf das Thun und Lassen der Individuen einwirkt. Sie äussert sich in dem göttlichen Fundamente der Menschlichkeit und der Liebe und findet im Innern des Menschen, in der Kraft des Gewissens, eine göttliche Unterstützung für ihre Entfaltung²⁾.

β. Das Uebergewicht einzelner Kräfte.

Wie oben schon auseinandergesetzt wurde, kann die natürliche Stärke einer Grundkraft so bedeutend die der beiden anderen überragen, dass von einem Gleichgewicht oder einer Harmonie der Kräfte selbst in dem eingeschränkten Sinne nicht mehr die Rede sein kann, dass vielmehr von einem „Uebergewicht“ dieser Kraft über die anderen ge-

¹⁾ Letztere Möglichkeit hat Pestalozzi im Bilde der Gertrud in seinem Volksbuche „Lienhard und Gertrud“ darzulegen versucht. (XIV, 126.)

²⁾ Abweichend hiervon sagt er an einer anderen Stelle des „Schwanengesangs“ unter Anlehnung an seine spätere Anschauung von „Fleisch und Geist“: „Die Gemeinkraft des Menschengeschlechts ist ohne einen Gemeingeist, der sie innerlich belebt und die verschiedenen Kräfte unserer Natur unter sich selbst vereinigt, ein Unding und nicht denkbar. Der Gemeingeist aber geht wesentlich aus der Einheit der Menschennatur hervor. Sie aber, die Einheit der Menschennatur, ist in ihrem Wesen die reine göttliche Gnade, aus welcher alle menschlichen Kräfte, alle menschlichen Mittel und alle menschliche Sorgfalt, den Geist über das Fleisch herrschen zu machen, hervorgehen.“ (XIV, 169.)

sprochen werden muss. Dieses Uebergewicht kann aber auch eintreten, falls die eine Kraft vor der anderen einem überwiegend belebenden Einflusse seitens der Bildung bezw. der Erziehung ausgesetzt war. Ein jedes derartige einseitige Uebergewicht macht den Menschen anmassend, lässt ihn seine Schwächen verkennen und diejenigen hart beurteilen, welche nicht mit seinen falschen, einseitigen Ansichten übereinstimmen. Diese einseitige Entfaltung der Kräfte hat ferner die Langeweile zur Folge; sie tritt ein, sobald die vorzugsweise entfaltete Kraft ausser Wirksamkeit gesetzt ist¹⁾. Unter allen mit einem Uebergewicht ausgestatteten Kräften hält Pestalozzi die Kräfte des Herzens für die unschädlichsten. Denn ein Mensch von einer derartigen Einseitigkeit kann doch jedenfalls ein tiefwurzelndes Streben nach göttlicher und menschlicher Unterstützung zur stetigen Vervollkommnung der in ihm nur verkümmert lebenden Kräfte besitzen. Dennoch liegt für ihn die Gefahr nahe, dass er bei der Schwäche seines Denkens nie zur Erkenntnis von Wahrheiten kommt, die er gern besitzen möchte. Vielmehr kann er in einen höchst bedauerlichen und unheilbaren Zustand von Ohnmacht und innerem Widerspruch geraten, wenn er bei aller aus redlichem Herzen entspringenden Gewaltsamkeit seines Fühlens, Denkens und Handelns in einer unnatürlichen Weise das erstrebt, was er „um der Schwäche und Täuschung willen, unter denen er es besitzt, misskennt und verachtet“ und damit seine Liebe und seinen Glauben untergräbt. — Das bei Leuten von einseitiger Herzensbildung immerhin doch möglicherweise vorhandene Bestreben nach dem Gleichgewicht ihrer Kräfte fehlt aber bei den in ihren Geistes-, Kunst- und Berufskräften einseitig ausgebildeten. Ihnen mangelt der Glaube

¹⁾ Ueber die Langeweile handelt die zweiundzwanzigste Abendstunde des Volksbuches: „Christoph und Else.“ (VI, 255—262.) Als die Hauptquelle der Langeweile giebt Pestalozzi die Erziehung an. Indem die Erzieher der Kopfarbeit, Handarbeit oder den Herzensangelegenheiten der Kinder einseitig den Vorzug geben, lernen diese fast nur das Vorgezogene lieben.

an Gott und die Liebe zu ihren Mitmenschen und damit das Bemühen, nach dieser Richtung hin sich ergänzend, die Gemeinkraft in sich zu erzeugen. Es kann sogar eine derartige Zerstörung des Gleichgewichts einen Grad von „Verstockung“ erzeugen, der bei allen Verirrungen der geistlosesten Liebe und des kraft- und thatenlosesten Glaubens undenkbar ist ¹⁾.

B. Das Menschengeschlecht.

Zusammenhängende Untersuchungen über die Entwicklung des Menschengeschlechts bieten zwei Schriften Pestalozzis: 1. „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts.“ 2. „Epochen.“ — Die Abfassung der ersten fällt in die Zeit von 1793—1796, die der zweiten zwischen 1801—1803. Ausserdem finden sich längere Ausführungen über denselben Gegenstand noch in der zwischen 1813 — 1815 verfassten Schrift: „An die Unschuld, den Ernst u. s. w.“²⁾ Letztere

¹⁾ Die Bemerkungen von dem Uebergewicht einzelner Kräfte sind wie diejenigen vom Gleichgewicht vorzugsweise im „Schwanengesang“ (1826) niedergelegt. (XIV, 28. 29. 30. 31.) Andere finden sich in dem Aufsatz: „Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche.“ (1807). Pestalozzi spricht hier von einem Manne, „der bei der grössten Geistesbildung, selbst bei einem fast übermenschlichen Scharfblick, der Selbstsucht seines schwächeren Herzens unterliegend, ohne Liebe und ohne Theilnahme unter den Leidenden seines Geschlechts dahinlebt“, weiterhin von einem anderen, „der zwar mit einem Engelsherzen und mit hoher Aufopferungskraft an den Leiden seiner Mitmenschen teilnimmt, aber sich in den Mitteln irrt oder das ungeschickt in die Hand nimmt, womit er seine Theilnahme und seine Aufopferungskraft selbst denen zeigen will, die er am meisten liebt“, schliesslich von einem dritten, „der im Treiben seines Berufes ein Meister der Kunst, der Treue und des Fleisses ist, dabei aber der Aufmerksamkeit, der Treue und des Fleisses, die er anderen Gegenständen in seinen Verhältnissen schuldig ist, mangelt, oder ungenügsam, unfreundlich und selbstsüchtig, ohne Endzwecke der Weisheit und der Liebe, nur Schätze sammelt.“ (XVII, 73. 74.)

²⁾ Ferner sind noch folgende kürzere Hinweise zu verzeichnen: No. 239 der „Fabeln“: „Der Unterschied des Waldlebens und des geselligen Zu-

sind im engen Anschluss an die „Nachforschungen“ geschrieben. Zwischen diesen und den „Epochen“ jedoch finden sich Abweichungen, welche eine besondere Betrachtung jeder der beiden Schriften notwendig machen.

a. Die zwei Zustände.

Nach den „Nachforschungen“ kennt Pestalozzi zwei wesentliche Entwicklungsstufen in der Geschichte der Menschheit:

1. den Naturstand¹⁾
2. den gesellschaftlichen Zustand.

1. Der Naturstand.

Den im Naturstande lebenden Menschen nennt er einen Naturmenschen. Er unterscheidet den unverdorbenen und verdorbenen Naturmenschen.

α. Der unverdorbene Naturmensch.²⁾

Als das Kennzeichen der Unverdorbenheit des Naturmenschen sieht Pestalozzi seinen ungeschwächten Instinkt und sein ungetrübtes Wohlwollen an. Jenen erklärt er für die ursprüngliche Grundkraft im Menschen, sein tierisches Dasein allenthalben durch sich selbst, ohne Zuthun der Kunst seines Geschlechts sicher zu stellen; er sieht in ihr das Wesen seines gesunden tierischen Empfindens, Denkens und Handelns.³⁾ Auf dem vollen Leben dieser Kraft be-

standes.“ Der Entwurf des Aufsatzes fällt wie die Fabeln in die Jahre 1780—1790, und trug in der ersten Ausgabe (1797) die Ueberschrift: „Die Philosophie meines Buches.“ In der Cotta'schen Ausgabe (1823) ist er sehr erweitert und trägt obige Ueberschrift. (IX, 260 bis 266.) — Anschauungen, welche von denen der Hauptschriften abweichen, enthält er nicht. Im Buche, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ streift Pestalozzi die Entwicklung der Sprache. (1801). XI, 120. 204. 246. 247. Im „Schwanengesang“ (1826) kommt er auf die Entwicklung der menschlichen Kunst zu sprechen. (XIV, 89. 90.)

¹⁾ Für „Naturstand“ steht auch „tierischer Zustand“ (X, 15).

²⁾ X, 78. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 98. 125. 139. 153. 155. 156. 157. 158. 160. 186.

³⁾ X, 78.

ruht erst die Reinheit seines Wohlwollens. Es wird sich also solange seinen Mitgeschöpfen gegenüber bewähren, als der Instinkt imstande ist, mühelos ihm jeden Sinnengenuss zu verschaffen, solange also Kraft und Begierde sich in ihm das Gleichgewicht halten, solange er in völliger Harmonie mit sich selber lebt. Das Leben des unverdorbenen Naturmenschen fließt demnach in höchster tierischer Wonne, Behaglichkeit und Sorglosigkeit dahin.¹⁾ Zur näheren Kennzeichnung dieses Zustandes hebt Pestalozzi, was selbstverständlich erscheint, noch im besonderen hervor, dass ihm gewisse Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens mangeln. So kennt der unverdorbene Naturmensch keine Ehre: tierische Unschuld lebt in namenloser Ehrlosigkeit; er kennt keine Unterwerfung, keine Beherrschung, keinen Adel; ebenso fremd ist ihm der Handel, wenn er auch an der Grenze des goldenen Zeitalter dahin kommt, Ueberflüssiges gegen Nützlicheres zu vertauschen. Weiter streitet Pestalozzi dieser Epoche alles religiöse Leben ab; „als reines Werk der Natur,“ meint er, „hat mein Geschlecht keine Religion; tierische Unschuld opfert nicht, betet nicht, segnet und fluchet nicht.“²⁾

Trotz der ausführlichen Schilderungen des Unschuldstandes der Menschheit finden sich doch Stellen in den

¹⁾ Pestalozzi entwirft folgende Schilderung von dem Leben des Naturmenschen in diesem Zustande: „Voll Wohlwollen liebt er seine Gasse, seine Marmotte, sein Weib, sein Kind, seinen Hund, sein Pferd, er weiss nicht, was Sünde ist, einen Teufel fürchtet er leicht, Licht, Wald und Flur sind ihm heilig, wie sie Gott schuf, die aufgebrochene Erde ist ihm ein Fluch, er wechselt seine Stunden zwischen Schlaf und Sinnengenuss; Trunkenheit des Geistes, Leerheit des Kopfes, und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens; er liebt Spiel, Wein, Mädchen und Märchen; den fremden Mann führt er in seine Hütte und fragt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, woher er komme, und wie es in seinem Lande gehe; für den morgenden Tag steht er dir heute nicht vom Stuhl auf, er giebt seine einzige Kuh für gläserne Korallen und das Leben des künftigen Jahres kauft er dir nicht um die Pfeife Tabak, die er im Munde hat.“ (X, 88. 89).

²⁾ X, 171. 172. 174. 175. 176. 187. 192. 193.

„Nachforschungen“, die sein wirkliches Dasein bestreiten oder wenigstens stark bezweifeln.¹⁾

β. Der verdorbene Naturmensch.²⁾

Das Verderben des Naturmenschen beruht auf der Kraftlosigkeit seines Instinkts und dem hierdurch bedingten Mangel an Wohlwollen. Jene zeigt sich, wenn die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse nicht mehr mühelos, sondern nur unter grossen Anstrengungen vor sich geht. Dies wird beispielsweise in unfruchtbaren Gegenden, unter einem rauhen Himmelsstriche der Fall sein, überhaupt dort, wo die Natur den Menschen mit mannigfachem Verderben umgiebt.³⁾ An die Stelle seines Wohlwollens tritt die Selbstsucht in allen ihren schrecklichen Erscheinungsformen. Unter dem eisernen Norden ist ihm, „gefroren wie seine Erde, sein Herz im Busen erstarrt;“ er wird hart und falsch, wo seine Haut vom Frost erstarrt, und er beschneites Moos mit seinem mageren Rentier teilen muss. Er raubt und mordet; er gleicht einem unruhigen, gewaltsamen blutdürstigen Tiere. Die Ueberlegenheit seiner physischen Kräfte sucht er Menschen und Tieren gegenüber zur Geltung zu

¹⁾ X, 61: „Die Zeit meiner tierischen Unschuld ging *wie ein Augenblick* vorüber.“ — Cf. X, 91. — X, 92 heisst es z. B.: „Die innere Reinheit seiner Natur (sc. des Menschen) und die wirkliche Unverdorbenheit derselben geht von dem Punkte dieser Unschuld aus, den wir freilich an ihm nur *ahnen*, aber *nicht kennen*.“ — X, 93: „Ich habe *eine Art Bewusstsein* des wirklichen Daseins eines solchen Zeitpunktes (sc. der Unverdorbenheit).“

²⁾ Cf. X, 47. 48. 58—61. 89—92. 187—189. 193.

³⁾ Die Gefahren der den Menschen umgebenden Natur schildert Pestalozzi folgendermassen: „Ich sehe den Menschen in seiner Höhle, er wandelt in derselben als ein Raub jeder Naturkraft dahin, das stärkere Tier zerreisst ihn, das schwächere vergiftet ihn; die Sonne trocknet seine Quelle auf, der Regen füllet seine Höhle mit Schlamm; Flüsse durchfressen den Damm seiner Wohnung, und er findet in sandigen Ebenen sein Grab; die Glut der Winde wehet ihn blind; das Gift der Sümpfe raubt ihm seinen Atem, und wenn er drei Tage keinen Fisch und keine Ratte findet, so stirbt er.“ (X, 58.)

bringen.¹⁾ Denn nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen neigt sich der Mensch stets zum Uebergewicht seines Tier sinns und seiner Tierkraft und glaubt stets, dass die Schwächeren seines Geschlechts um seinetwillen da sind.²⁾ So vollzieht sich schon in dieser Epoche jene bleibende Spaltung im Menschengeschlecht zwischen der Stärke und Schwäche, der Macht und der Ohnmacht, dem Herrschenden und Beherrschten.³⁾

Aber einen Vorzug weist Pestalozzi dem verdorbenen Naturmenschen gegenüber dem unverdorbenen zu: Er besitzt Religion; nur ist sie jetzt noch Irrtum und Aberglauben. Die Götter und Teufel des Menschen auf dieser Entwicklungsstufe sind nichts als Bilder der schauerlichen, unerklärlichen toten Natur; er dient ihnen mit Furcht und Zittern; er betet mit den Lippen, er singt mit der Kehle, er zaubert, opfert und flucht.

Ueber den Zeitpunkt, in welchem das tierische Verderben über den Menschen hereinbrach, sowie über seine Dauer weiss Pestalozzi nur zu sagen: „Es war plötzlich da und dauerte lange⁴⁾“.

Er ist jedoch überzeugt: Nicht ewig vermochte der Mensch diesen Zustand zu ertragen; das Elend seiner Folgen beugte ihn, die bluttriefende Freiheit verlor ihren Reiz, er sehnte sich nach einem besseren Recht als nach dem seiner Keule, er sehnte sich in seiner tierischen Unbehüllichkeit nach einer Vereinigung mit denen, die er mordete⁵⁾. Darum gab er endgültig dieses Leben auf; seiner müde, trat er in einen neuen Zustand, den gesell-

¹⁾ Cf. X, 89.

²⁾ Cf. X, 66.

³⁾ Dieser Unterschied zwischen den Menschen zeigt sich auch in diesem Zustande schon äusserlich an dem verschiedenen Anteil, den die einzelnen an der Erde nehmen; denn „das Menschengeschlecht teilte die Erde, ehe es sich auf ihr vereinigte, der Mensch riss an sich, ehe er etwas hatte.“ (X, 61.)

⁴⁾ X, 61.

⁵⁾ X, 61. 97. 99. 114. 152.

schaftlichen; ¹⁾ er verband mit diesem Schritt die bestimmte Absicht, die Folgen, welche sein tierisches Verderben auf seine Glückseligkeit hatte, zu mindern, sein Dasein zu sichern und seine Bedürfnisse sich leichter, sicherer und befriedigender zu verschaffen. ²⁾

2. Der gesellschaftliche Zustand. ³⁾

Nicht der Besitzstand kann das wesentliche Merkmal des gesellschaftlichen Zustandes, dieser zweiten grossen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, sein; denn schon das tierische Verderben hatte ja das Menschengeschlecht, wie erwähnt, auf Grund der physischen Ungleichheit der einzelnen in Macht und Ohnmacht und damit schliesslich in die Besitzenden und Besitzlosen geschieden. Dieses Verhältnis zwischen den Individuen blieb auch beim Uebertritt in den neuen Zustand gewahrt. Nur hatte die gesellschaftliche Menschheit gemäss der Absicht, in der sie diesen Schritt unternahm, das dringende Bedürfnis, sich ein für alle Mal vor allen Vergehungen der tierischen Selbstsucht im Menschen, vor aller Gewaltthätigkeit und allem Unrecht zu sichern. In dem Gefühl dieses Bedürfnisses liegt der Ursprung aller gesetzlichen Einrichtungen. Diese also sind lediglich das wesentliche Merkmal des gesellschaftlichen Zu-

¹⁾ Pestalozzi streift die Frage, ob dieser Uebertritt freiwillig oder unfreiwillig geschah; die „Nachforschungen“ geben schwankende Auskunft; nach X, 114 geht nur der Mensch, der im Besitze überwiegender Kräfte ist, *freiwillig* in den neuen Zustand, *gezwungen* nur der, dem sie fehlen, der in „tierischer Unbehüllichkeit“ lebt. — Demgegenüber schreibt er X, 152 ohne Einschränkung das Schaffen der gesellschaftlichen Verhältnisse dem Willen der Menschen zu. — Die Schrift: „An die Unschuld etc.“ hält dagegen einen freiwilligen Uebertritt für völlig ausgeschlossen. Nach ihr „lässt sich der Wilde in allen Gegenden der Welt lieber totschiagen, als dass er sich dem Gesetz des Eigentums, der Verteilung und des Anbaues der Erde unterwirft.“ Nur die heilige Not, die göttliche Härte ihrer Erfahrungen löscht allmählich die Neigung zum Naturleben aus. XII, 126. 127.

²⁾ Diese Absicht wird angegeben: X, 25. 97.

³⁾ X, 18—22. 32. 33. 43—47. 60—62. 97—132.

standes; er ist sonach ein rechtlicher Zustand. Das Walten von Recht und Gerechtigkeit in der Gesellschaft ist aber das Zeichen für das Vorhandensein eines, wenn auch stillen, so doch wahren Vertrages; unter diesem ist nichts anderes zu verstehen, als der sichere Wille gesellschaftlich vereinter Menschen, der die Einschränkung der tierischen Selbstsucht des Menschen zu Gunsten des gesellschaftlichen Zweckes gebietet. Dies soll nicht besagen, dass die Staaten sich etwa durch einen gesellschaftlichen Vertrag erst gebildet hätten,¹⁾ sondern nur, dass sie ohne den Geist eines solchen nicht bestehen können. Letzterer soll den Menschen im gesellschaftlichen Zustande nicht entbehren lassen, was er seiner Natur nach immer wollen muss, und das nicht leiden lassen, was er in demselben nicht wollen kann. Das Ziel des Wollens kann nur die leichte und sichere Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse sein. Das Mittel zur Errei-

¹⁾ Pestalozzi denkt sich vielmehr etwa folgendermassen die erste Annäherung des Menschen an seinen Nebenmenschen: „Schüchtern, aber nicht mild, geht er unter einem milden Himmel aus seiner Höhle; ein Stein ist ihm zu schwer, ein Ast ist ihm zu hoch; er fühlt, wenn noch ein Mensch bei mir wäre, ich höbe den Stein, ich pflückte den Ast; jetzt sieht er einen Mann neben dem Stein, unter dem Ast; es drängt ihn ein Gefühl wie der Hunger und der mächtige Durst; er muss zu dem Manne neben dem Stein und unter dem Ast; jetzt steht er neben dem Mann, in seinem Auge strahlt ein Blick, der noch nie darin strahlte, es ist der Gedanke, wir können uns dienen; im Auge des Nachbarn strahlt der nämliche Blick; ihre Busen wallen, sie fühlen, was sie noch nie fühlten; ihre Hände schlingen sich ineinander, sie heben den Stein, sie pflücken den Ast; jetzt lachen sie ein Lachen, das sie noch nie lachten; sie fühlen, was sie vereinigt vermögen. Sie geniessen ihre Erkenntnis, ihre Kraft wächst mit ihrer Erkenntnis, ihr Genuss mit ihrer Kraft, die Zeichen ihrer Vereinigung vermehren sich, der Laut ihres Mundes wird Sprache. Sie reden. Jetzt ist es geschehen; wie das Meer am Felsengestade, also findet die bluttriefende Freiheit meines Geschlechtes am Wort des Menschen ihr Ziel. Denn öde war sie und wüste, ehe der Hauch seines Mundes, ehe das Wort des Menschen über die Erde schwebte. Aber mit dem Hauch seines Mundes baut der Mensch seinen Weltteil und mit seinem Wort baut er sich selber. Er ist stumm, er ist ein Vieh. Er redet, er ist ein Mensch geworden.“ X, 60. 61.

chung desselben bildet wie schon im Verderben des Naturstandes: tierische Kraft. Diese, schon in jenem geschwächt, wird im gesellschaftlichen Leben vollends verstümmelt. Denn der Beruf, in dem sie zum Ausdruck kommt, bildet ganz einseitig auf Kosten aller übrigen Kräfte nur eine Kraft des Leibes oder der Seele aus. Denn was für den Wilden die Keule ist, das ist für den Schneider die Nadel, für den Schreiber die Feder u. s. w. Die Folgen der einseitigen Ausbildung zeigen sich bei dem Gelehrten beispielsweise in einem schwerfälligen Leibe, bei dem Schmiede in einem Arm, der stärker ist, als seine beiden Füße, bei dem Schneider im Wackeln, wenn er geht. Nicht immer jedoch tritt die Naturkraft rein, als solche, zu Tage, vielfach ruht sie verhüllt hinter gewissen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, sie wird nur „repräsentiert“; so ist das Eigentum: Repräsentation der menschlichen Naturkraft zur Erhaltung der Individuen, Gesetz und Obrigkeit: Repräsentation derselben zu ihrer Beschützung.

Ausser diesen allgemein gehaltenen Bemerkungen über das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes bieten die „Nachforschungen“ vorzugsweise Untersuchungen über die Beschaffenheit der Individuen in demselben. Pestalozzi findet eine dreifache Möglichkeit derselben:¹⁾

1. Der Mensch kann als tierisches Wesen ohne Rücksicht auf den gesellschaftlichen Zustand in diesem leben.
2. Er kann als gesellschaftliches Wesen, d. h. als ein mit seinen Nebenmenschen in Vertrag stehendes Geschöpf, unter strenger Berücksichtigung desselben leben.
3. Er kann als sittliches Wesen dastehen; als solchem fällt ihm die Welt lediglich mit Rücksicht auf seine innere Veredlung ins Auge.

Im ersten Falle ist er ein Werk der Natur oder genauer: wenn er als tierisches Wesen in der Gesellschaft lebt, so unterliegt er sich selber als Werk der Natur; im zweiten

¹⁾ X, 85—88. 157. 158.

Falle ist er ein Werk des Geschlechts, im dritten ein Werk seiner selbst.

Als Werk der Natur erhält er sich in der Gesellschaft durch tierische Kraft. Als Werk seines Geschlechts erhält er sich durch gesellschaftliche Kraft, d. h. vermöge der Kraft seines tierischen Gedankens gegen seinen Instinkt oder vielmehr vermöge seines durch diesen Gedanken erhöhten und gebildeten Tiersinnes.

Als Werk seiner selbst erhält er sich durch sittliche Kraft, d. h. durch die Reinheit und Stärke seines Willens, die Kraft seines Gedankens nicht zur Verfeinerung seines Tiersinnes, sondern zur Veredlung seiner selbst gegen seinen Tiersinn zu gebrauchen. Auf Grund dieses dreifach möglichen Verhaltens im gesellschaftlichen Leben giebt es nun in der That Menschen, die als tierische Wesen in demselben, andere, die als gesellschaftliche, noch andere schliesslich, die als sittliche Wesen leben. Pestalozzi fasst nun die einzelnen in ihrem Verhalten genauer ins Auge.

α. Der gesellschaftliche Mensch als tierisches Wesen.¹⁾

Für den als tierisches Wesen lebenden gesellschaftlichen Menschen hat Wahrheit und Recht nicht die geringste Bedeutung; auf Schritt und Tritt wird er treulos gegenüber dem gesellschaftlichen Recht, d. h. er heuchelt nur die Entsagung seiner bluttriefenden Freiheit, bleibt aber in Wahrheit das blutdürstige Raubtier, das er in der Verdorbenheit seines Naturstandes war. Auf dem Throne äussert er diese Untreue durch Neigung zur Tyrannei, unter dem Strohdach zur Anarchie, als Patrizier neigt er zur Oligarchie, als Edelmann neigt er zu denselben Heillosigkeiten wie sein Bauer unter dem Strohdach, nur in verfeinertem Massstabe; als Kaufmann und Handwerker hat er Vorliebe für Monopole; der Gelehrte zeigt seine Untreue am gesellschaftlichen Recht

¹⁾ X, 23—27. 40—42. 67—75. 81—85. 101 ff. 161—203.

durch Streit und Zank, vorzüglich aber durch das Hungergewäsch seiner unbehülflichen Seele; die Geistlichen beweisen sie durch Schlaf, Herrschsucht und ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit, kurz er erscheint in den wesentlichsten Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens als ein elendes, unbrauchbares, verächtliches und verachtetes Geschöpf¹⁾. Sein Wissen macht ihn zum Schurken, Bettler und Träumer; im Besitze der Ehre schätzt er die Schleppe seines Kleides höher als sich selber und schlägt das Menschengeschlecht für Bein- und Kreuzorden tot; im Besitze der Macht macht er die Untergebenen rechtlos und verbirgt sich vor ihrem Anspruch auf irgend ein Recht stets hinter sein Militär, hinter seine Gnadenlügen oder seine Schreckenswahrheit. Ein solcher Mensch wird keinen Glauben an Gott besitzen und die Sünde nicht kennen. Sein Unglaube beruht auf einer Gemütsstimmung, die jede Empfänglichkeit für Wahrheit und Recht, jede Möglichkeit einer inneren Veredlung vollständig ausschliesst.

β. Der gesellschaftliche Mensch als rein gesellschaftliches Wesen.²⁾

Als rein gesellschaftliches Wesen, als Werk seines Geschlechts, lebt der Mensch in jedem Stande, in jedem Be-

¹⁾ Pestalozzi führt auch die Namen an, welche die tierischen Menschen der Gesellschaft den einzelnen Erscheinungen ihrer Untreue am gesellschaftlichen Recht geben. So nennt der Tyrann sein Verhalten: „Festigkeit in der Erhaltung seiner hoheitlichen, seiner Souveränitäts- und Kronrechte“, der Anarchist: „Sorgfalt für Menschenrechte, für Freiheit und Gleichheit“, der Patrizier: „Neigung zur Aristokratie oder landesherrliche Treue und Sorgfalt“, der Edelmann: „Standesmäßige Aufführung“, der Gelehrte: „Eifer für Wahrheit und Recht.“ Sein Hungergewäsch bezeichnet letzterer als „Geistesprodukt; der Geistliche benennt seine Schlafsucht: „Ruhe in Gott“, seine Herrschsucht: „Königliches Priestertum“, seine allerunterthänigste Unterthänigkeit: „Nachfolge eines Mannes, der der Ordnung der Welt bis in den Tod gehorsam war.“ X, 82—85.

²⁾ X, 97 ff. 161—204.

rufe unter Anerkennung des gesellschaftlichen Rechtes und seiner Gesetze. Im Besitze der Macht hat er die Ueberzeugung, dass die Schwächeren seines Geschlechts zu ihrem Schutze jene nötig haben gegen den Tiersinn seiner Natur. Als Untergebener erkennt er die Pflicht der Unterwerfung an, ohne jedoch in verächtliche Schwäche und Erschlaffung zu versinken. Er ist nicht Tyrann, nicht Sklave, nicht Aufrührer; er ist selbständiger Bürger. Er erkennt das Eigentum und den Besitzstand als die Grundsäulen des gesellschaftlichen Zustandes an und wird stets in gesellschaftlich rechtmässiger Weise das grössere Eigentum mit der Notdurft des kleineren belasten, nicht umgekehrt. Aber der nur als gesellschaftliches Geschöpf lebende Mensch kennt nicht die Sittlichkeit; er ist weder teilnehmend noch gerecht; es ist gar nicht die Pflicht des gesellschaftlichen Menschen als solchen, sittlich zu sein. Zwar besitzt er Religion; aber seine Religion ist Selbstbetrug; sie erscheint als Eiferglauben und Sektengeist; seine Götter sind eifrige Götter, seine Teufel eifrige Teufel.

Nie jedoch wird der gesellschaftliche Mensch als solcher zur Befriedigung seiner selbst gelangen. Selbst wenn er in seinem Stand und Beruf alles das wird, was er darin werden kann, wenn sein Glück durch sein Recht gesichert ist, wenn der Tiersinn der Macht, unter welcher er steht, genau wie der seinige vom Gesetze beschränkt ist, wenn er als glücklicher, rechtlicher, ungekränkter Mann volle bürgerliche Selbständigkeit geniesst, selbst dann fühlt er sich nicht befriedigt. Die Verstümmelung seiner Kräfte durch den gesellschaftlichen Zustand hat Misstrauen, Schiefheit und Unruhe in seine Seele gebracht, die kein gesellschaftliches Recht je auszulöschen imstande ist. Es ist seine Bestimmung, sich auf dem Punkte seiner gesellschaftlichen Ausbildung so wenig vollendet zu glauben, wie auf demjenigen blossen Sinnen-genusses. Wahre innere Befriedigung fühlt er nur als sittliches Wesen.

γ. Der gesellschaftliche Mensch als sittliches Wesen.¹⁾

Reine Sittlichkeit — das Wort in seiner tiefsten Bedeutung genommen — vermag der im gesellschaftlichen Zustande lebende Mensch nicht zu besitzen. Denn die sittlichen Kräfte sind in ihm aufs innigste mit den gesellschaftlichen und tierischen verwoben. Als sittlicher Mensch schlechthin würde er sich über alle gesellschaftlichen Verhältnisse hinwegsetzen; er würde das Eigentum verwerfen nach dem Worte: Verkaufe, was du hast —, die Bande des Blutes nicht kennen nach jenem anderen: Weib, was gehest du mich an? — Wer sind meine Brüder und meine Schwestern? — u. s. w. Seine Sittlichkeit kann vielmehr nichts anderes sein, als sein reiner freier Wille sich zu veredeln oder, mit den Worten „der gemeinen Sprache“, Recht zu thun nach dem Masse seiner Erkenntnisse und auf Grund der jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen er lebt. Der gesellschaftliche Mensch als sittliches Wesen giebt sich also als Vater oder Sohn, Obrigkeit oder Unterthan, freier Mann oder Sklave die eifrigste Mühe, nicht nach seinem Nutzen und seiner Befriedigung, sondern nach dem Nutzen und der Befriedigung derer zu streben, denen er nach seiner Ueberzeugung Fürsorge, Pflege, Schutz und Recht oder Gehorsam, Dankbarkeit, Treue und Ergebenheit schuldet. Er wird als Eigentümer beispielsweise zwar den Besitzstand aller anderen Menschen anerkennen, aber nicht seinen eigenen als solchen; er wird diesen vielmehr zum Speisen der Hungrigen, Tränken der Durstigen und Bekleiden der Nackenden verwenden. Als Mächtiger beansprucht er nicht das Recht auf Herrschaft, er will nicht herrschen; doch benutzt er seine Macht, der bestehenden Ordnung folgend, zum Segen seiner Umgebungen, indem er dem Brudersinn des Menschengeschlechts huldigt. Als Untergebener erkennt er freiwillig die Unterwerfung an; er verwildert nicht durch das Unrecht, das er in seiner Lage dulden muss, im Gegenteil er sucht sich inmitten aller

¹⁾ X, 132 ff. 161—205.

Gesetzlosigkeit zu veredeln und sein Geschlecht zu beglücken. Er weiss, dass die Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes nicht auf der Sittlichkeit beruhen können, dass nicht einmal zwischen zwei Menschen die Sittlichkeit als das Eigentum dieser beiden in ihrer Vereinigung bestehen kann, dass die Sittlichkeit ausschliessliches Eigentum des Individuums ist, und dass Wahrheit und Recht allein einem solchen als sittlichem Wesen zukommen kann. Darum weiss er auch, dass die Religion als Werk seines tierischen und gesellschaftlichen Verderbens nur gottesdienstlich ist, dass sie nur als Werk seiner selbst göttlich, nur als solches reine Wahrheit ist.

So gelangt der gesellschaftliche Mensch als sittliches Wesen wieder zur Harmonie seiner selbst, die er im tierischen Verderben verloren hatte; sein Wohlwollen beruht aber jetzt auf der Unterwerfung seiner Selbstsucht unter seinen sittlichen Willen, nicht mehr auf der mühelosen Befriedigung einer jeden ihrer sinnlichen Begierden. Wieder wie in seiner tierischen Unschuld besitzt er die Heiterkeit einer unumwölkten Stirn, den Frieden der Seele, Abscheu vor dem Blut und die Neigung, an das Lächeln der Menschen zu glauben.

Schliesslich beobachtet Pestalozzi die gesellschaftliche Menschheit darauf hin, wie sich in ihr die geschilderten drei Gattungen von Menschen bezüglich der Menge ihrer Vertreter zu einander verhalten, und er findet¹⁾:

Tausende von ihnen gehen als Werk der Natur völlig im Verderben ihres Sinnengenusses dahin; Zehntausende erliegen der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle oder ihrer Krone und wollen nichts mehr; diesen vielen Tausenden gegenüber kannte er nur *einen einzigen* Menschen, der mehr wollte, der Unschuld und Glauben besass, dessen Herz zur Freundschaft, Liebe und Treue geschaffen war²⁾.

¹⁾ X, 205. 206.

²⁾ Die ausserordentliche Verworrenheit des Gedankenganges, die ungemein schwerfällige z. T. schwülstige Sprache in den „Nach-

b. Die fünf Epochen.

Die Darstellung der Entwicklung des Menschengeschlechts in den „Epochen“ weicht in folgenden Punkten von derjenigen in den „Nachforschungen“ ab.

forschungen“ machen dieses Buch für den Leser fast ungeniessbar. Das schärfste Urteil hat Pestalozzi selber über seine Schrift gefällt: „ . . . Auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugnis *meiner inneren Unbehilflichkeit* — ein blosses *Spiel* meines Forschungsvermögens, *einseitig*, ohne verhältnismässige Kraft gegen mich selbst . . . es verstand mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, dass sie das ganze Buch für einen „*Galimathias*“ ansahen . . .“ X, 5. Diese von den Kritikern durchweg anerkannte Dunkelheit des Werkes macht ihre teilweise verfehlte Darstellung der Grundgedanken desselben verständlich. So spricht Seyffarth von drei Stufen in der Entwicklung des Menschengeschlechts, welche seiner Ansicht nach Pestalozzi vertritt. Dieser aber spricht nirgends von einem sittlichen Zustande des Menschengeschlechts als solchen. Weder behauptet er, dass das Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit je sittlich gewesen sei, noch auch, dass es jemals einen solchen Zustand erleben könnte. Im Gegenteil, er verwahrt sich ausdrücklich gegen diese Auffassung mit den Worten: „Ein Geschlecht, das eben so unvermögend ist, in der Unschuld seiner tierischen Natur sich zu beruhigen, als in vollendeter sittlicher Reinheit auf Erden zu leben. Der Unschuld unbeflecktes Eigentum ist nicht das Teil des sterblichen Mannes, . . .“ (X, 139). In der Geschichte des Menschengeschlechts nimmt er nur zwei Entwicklungsstufen an: den tierischen und den gesellschaftlichen Zustand (X, 19). Der sittliche Zustand kann nur dem Individuum und zwar dem in gesellschaftlicher Vereinigung lebenden Individuum eigentümlich sein. (X, 141). „Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen, ich bin. Kein Mensch kann für mich fühlen, ich bin sittlich.“ (X, 133). Dass für Pestalozzi der sittliche Zustand aber nicht eine auf den gesellschaftlichen Zustand folgende Entwicklungsstufe der Menschheit sei, geht aus den Worten hervor: „Reine Sittlichkeit streitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die tierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben erscheinen.“ (X, 137). Dass er die Möglichkeit eines sittlichen Zustandes aber nur für das gesellschaftliche Individuum in Anspruch nimmt, geht schliesslich daraus hervor, dass er, wenn er von sittlichen Individuen redet, nur gesellschaftliche schildert, wie einen sittlichen König (X, 176), einen sittlichen Kaufmann (X, 176), u. s. w. Auch das Schlusswort

In den „Epochen“ kennt Pestalozzi keinen Stand der Unschuld, keinen unverdorbenen Naturzustand. Die erste Kulturepoche bringt alsbald das tierische Verderben des Menschen mit sich; sie entspricht dem „verdorbenen Naturzustand.“ Die zweite Epoche bis zur fünften umfasst den gesellschaftlichen Zustand. Jedoch kennt Pestalozzi in der hier gebotenen Schilderung desselben nicht wie in den „Nachforschungen“ jenen dreifachen Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Menschen. Die Schilderung kennt nur den gesellschaftlich verdorbenen Menschen, dessen Verderben, schon mit dem Eintritt in den gesellschaftlichen Zustand gegeben, von Epoche zu Epoche sich stetig steigert. Auch die Möglichkeit einer Entwicklung des gesellschaftlich tierischen Menschen zu einem sittlichen Wesen zieht Pestalozzi in den „Epochen“ nicht in Betracht. Dass er sie angenommen hat, ist nicht ausgeschlossen; denn „die Epochen“ sind unvollendet geblieben; vielleicht sollte der gesellschaftliche Mensch in einer späteren Epoche noch als sittliches Wesen auftreten.

Den Ausführungen über die Epochen liegen folgende Hauptgedanken zu Grunde:

α. Die erste Epoche.¹⁾

In der ersten Epoche entwickeln sich alle Kräfte des Menschen zwar nur instinktartig, aber kraftvoll. Seine Unkunde jedoch und seine Hülfslosigkeit rauben ihm den Genuss seiner Kräfte und die Fähigkeit, sie anzuwenden. Darum verliert er sein Zutrauen und Wohlwollen, das er anfangs neben der Furcht und dem Misstrauen besessen haben mag, bald gänzlich. Mag der Erdboden, den er bewohnt, günstig oder ungünstig sein für sein Fortkommen, er verwildert jedenfalls, wenn er nicht zu Grunde geht. Doch hat er in dieser Zeit schon eine Ahnung von höheren Wesen, er ahnt

seines Werkes, nach welchem er im gesellschaftlichen Leben unter tausend tierischen und zehntausend nur als gesellschaftliche Wesen lebenden Menschen nur ein sittliches, nämlich sich selber, findet (X, 205. 206), legt Zeugnis dafür ab.

¹⁾ XVIII, 256. 257.

die Möglichkeit eines sittlichen Rechts und erkennt die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Vereinigung.

β. Die zweite Epoche.¹⁾

Jetzt besitzt der Mensch schon einen religiösen Kultus; er kennt Eigentum, Besitzstand, Beruf und Stand; er steht im Herrscher- oder Dienstverhältnis. Aber seine schon in der ersten Epoche vorhandene furchtsame und misstrauische Gemütsstimmung legt in diese ersten Versuche der sittlichen, intellektuellen und physischen Selbsthülfe den Samen für alles kirchliche, bürgerliche und wissenschaftliche Verderben der kommenden Jahrtausende. Sein erster Herrendienst war rechtlos, sein erster Götzendienst lieblos, sein erster Unterricht vernunftlos. Die Menschen dieser Epoche huldigen einem grenzenlosen Faustrecht; doch ihr Geist ist ungebogen, sie besitzen hohen, mutvollen Sinn.

γ. Die dritte Epoche.²⁾

Das menschliche Geschlecht dieser dritten Epoche glaubt zwar, wahre Fortschritte in höchster Vernunftbildung zu machen, aber in Wirklichkeit schreitet es in einem einseitigen und oberflächlichen Scheinwissen vorwärts, das nicht auf eigener Erfahrung, sondern auf Urteilen und Meinungen früherer Epochen beruht. Dieser allgemeinen Wurzel³⁾ des gesellschaftlichen Elends in seinem ganzen Umfange führt das menschliche Geschlecht in seiner Verblendung soviel Nahrung zu, dass damit all' sein Kennen, Können und Wollen des Guten vollständig vergiftet wird. Es macht sich in dieser Epoche ein allgemeines Zurückgehen der bürgerlichen, sittlichen und intellektuellen Selbständigkeit, die in dem roheren Zustande der früheren Epoche

¹⁾ XVIII, 257. 258. 259.

²⁾ XVIII, 259—262.

³⁾ Dieser Gedanke widerspricht dem früher gegebenen, nach welchem die verdorbene Gemütsstimmung des Urzustandes die Quelle alles gesellschaftlichen Elends sein soll. (XVIII, 258).

bereits erreicht war, bemerkbar. Es besteht in ihr ein Schwanken zwischen der Derbheit der früheren und der tötlichen Erschlaffung der kommenden Epochen.

δ. Die vierte Epoche.¹⁾

Die Kultur hat in der vierten Epoche die menschlichen Kräfte, die sie noch immer in ihrer Täuschung zu entwickeln glaubt, fast vollkommen zerstört. Die Volksmasse erscheint ungeschickt in ihrem Können, unwissend in ihrem Wissen, sorglos in ihrem Wollen. Es macht sich die Ueberzeugung von der Notwendigkeit wirksamer Mittel gegen die Lieblosigkeit des Götzendienstes, die Rechtlosigkeit des Herrendienstes und die Vernunftlosigkeit des Unterrichts allenthalben geltend. Dabei mehren sich die Umstände und Ursachen, welche dem menschlichen Geschlechte die richtige Ansicht für alle diese Mittel rauben und es für jeden guten Gebrauch derselben unfähig machen. Zahllose Günstlinge des Wahns, des Altars und des Glückes haben eine unbedingte Abneigung gegen alle derartigen Mittel. Es macht sich in dieser Epoche schon teilweise im Lande die Neigung zur Veränderung ihrer Lage bei den einzelnen geltend.

ε. Die fünfte Epoche.²⁾

In der fünften Epoche wird diese Neigung eine allgemeine. Das Traurige und Eigene dieser Epoche besteht darin, dass die Taktlosigkeit, in welche das menschliche Geschlecht im Kennen, Können und Wollen des Guten versunken ist, es in den Mitteln der Selbsthülfe vollständig irren lässt; auch ist diese Epoche eigentlich geeignet, das Verderben aller früheren in sich zu vereinen.

¹⁾ XVIII, 262—278.

²⁾ XVIII, 278—284.

Zweiter Teil.

Die Quellen der anthropologischen Anschauungen Pestalozzis.

Eine analytische Untersuchung der Quellen für die anthropologischen Anschauungen Pestalozzis wird, um in methodischem Gange vom Sicherem zum Unsicheren oder doch wenigstens Anfechtbaren voranzuschreiten, in erster Linie alle diejenigen Aeusserungen von ihm zu berücksichtigen haben, in denen er selber sein Verhältnis zu diesen bespricht.

Die einzige Persönlichkeit aber, welcher Pestalozzi einen bedeutsamen Einfluss auf die Entwicklung des eigenen Geistes rückhaltslos zugesteht, ist Rousseau. Schon im Briefwechsel mit seiner Braut, Anna Schulthess, tritt die Begeisterung für ihn hervor. Am 23. September 1767 teilte letztere ihrem Verlobten mit, dass sie im „Emile“ namentlich „die Geschichte der Sophie“ mit Aufmerksamkeit gelesen habe und verspricht auch „das andere“ zu lesen, falls er ihr das Verständnis hierfür zutraut¹⁾. Hierauf bezugnehmend antwortet ihr Pestalozzi²⁾: „Lies Emil,

¹⁾ XIX, 108. — Diese Mitteilung macht Anna Schulthess im Anschluss an ein Versprechen ihrem Verlobten gegenüber, nämlich die Grundsätze für die gute Erziehung ihrer einstigen Kinder allein von ihm als Lehrer empfangen zu wollen. Pestalozzi hatte ihr nämlich in einem früheren Schreiben das Nachdenken über diesen für sie so wichtigen Punkt aufs eindringlichste ans Herz gelegt XIX, 104.

²⁾ XIX, 118. 119. — In einem späteren undatierten Briefe, der in die Zeit zwischen Mai 1768 bis Ende Januar 1769 fällt (XIX, 273), schreibt die Braut: „Dies Zettelchen kommt in einen Teil von „Emile“, und so sende ich Dir die Bücher weiter, bis Du sie alle hast; aber

meine Nanetten; ich weiss, das meiste wirst Du verstehen, und unser erstes Geschäft, wenn wir einander wiedersehen, wird das sein, ihn mit einander zu lesen“. — Ausser vereinzelten Hinweisen ¹⁾ in seinen sonstigen Schriften kommt Pestalozzi schliesslich noch einmal ausführlicher auf diese Jugendschwärmerei für Rousseau im „Schwanengesang“ zu sprechen. Nach einer Besprechung der ungünstigen Ein-

verschliesse sie! Gott segne Dich! —“ Sie sendet also die von Pestalozzi entliehenen Bücher zurück. Dieser dankt dafür in einem der nächsten Schreiben mit den Worten: „Für „Emil“ danke ich Dir, Du sollst ihn oft Deinem Lieben lesen, wenn er müde vom Felde zurückkommt. —“ (XIX, 326). — Auch diese Worte bezeugen den tiefen Eindruck des Buches auf Pestalozzi.

1) Diese Hinweise sind folgende:

1. 1780 schreibt Pestalozzi: „Die Natur will allenthalben vollendete Reifung, aber es fordert schwache Blüten und heisse Sommertage, ehe der Segen des Herbstes seine Früchte zum Kosten anbietet. Ewiger Winter ist der Stand der Natur, den du lobtest, guter Rousseau, aber du sahst nur heisse brennende Sommertage über der Menschheit und einen hohen Grad ihrer Verheerung. Du lebstest neben bösen Weisen, die der Welt wenig Gutes zu thun geschienen haben, und es ging Dir wie einem Mädchen, das edel und gut, aber auch träumend und träge hinblickt in die arge, böse Welt und alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren; das gute Mädchen wünscht wieder ein Kind zu sein, und hat auf eine Art wohl Recht, aber es ist zu Mutterpflichten und Muttersorgen bestimmt und darf die Fortdauer seiner Kinderspiele inicht einmal wünschen.“ (VIII, 184).

2. Im „Schweizerblatt“ findet sich unter dem 3. Oktober 1782 folgende Stelle (VII, 294):

„Von den Heerschaaren, die in akademischen Sümpfen ersticken, bis auf den Träumer, der in den Armen der Frau von Warrens das Pflichtgefühl für ein ordentliches Leben und einen häuslichen Beruf in sich selber verdunkelte und hiermit die Grundlagen der Leiden seines Lebens legte, bis auf ihn hinauf, auf den in seinen Anlagen so edlen und grossen, aber vom Mangel gänzlicher häuslicher Ausbildung so sehr in seinem Innersten erniedrigten, zerschlagenen, gekränkten, unbefriedigten, unerrettbaren und in jeder Höhe seines Lebens so unaussprechlich tief leidenden Rousseau . . .“

3. Im Buche: „Wie Gertrud . . .“ heisst es (1801): . . . in einem Zeitalter, in dem seit Rousseaus und Basedows Epoche eine halbe Welt für diesen Zweck (sc. Erziehung) in Bewegung gesetzt war. —“ (XI, 160)

wirkung, welche die Erscheinung dieses Mannes auf die Schweizer Jugend jener Zeit gehabt hatte, fährt er fort: „Auch bei mir war die Erscheinung Rousseaus der Anfangspunkt der Belebung der bösen Folgen, die die nahende Weltverwirrung auf die Unschuld des Hochflugs zu Gunsten der Erneuerung der altvaterländischen Schweizergesinnungen beinahe auf die ganze edlere Jugend meines Vaterlandes hatte. So wie sein Emil erschien, war mein im höchsten Grad unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoss, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil's ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem grösseren, segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir.“

Abgesehen von dem Einfluss,¹⁾ den Rousseaus Ideen auf

¹⁾ Der Nachweis eines solchen wird hier unterlassen, da er aus dem Rahmen der vorliegenden Abhandlung fällt. Es sei nur darauf hingewiesen, dass keinesfalls Pestalozzi zuerst die Wichtigkeit der Erziehung des Kindes durch die Mutter hervorgehoben hat. Vielmehr hatte vor ihm Rousseau im „Emile“ schon hierauf mit allem Nachdruck hingewiesen. So sagt er: „Point de mère, point d'enfant. Entr'eux les devoirs sont réciproques: et s'ils sont mal remplis d'un côté, ils seront négligés de l'autre. L'enfant doit aimer sa mère avant de savoir qu'il le doit. Si la voix du sang n'est fortifiée, par l'habitude et les soins, elle s'éteint dans les premières [années; et le cœur meurt, pour ainsi dire, avant que de naître; . . .“ (Emile*); livre I, p. 21). Hierzu namentlich: Pestalozzi: XII, 24 ff. 224 ff.

*) Für alle aus „Emile“ angeführten Stellen liegt die Ausgabe zu Grunde: „Oeuvres complètes de J. J. Rousseau. Emile. Tome premier. Aux Deux-Ponts. Chez Sanson et Compagnie. MDCCLXXXII.“

die pädagogischen Anschauungen Pestalozzis ausgeübt haben, lässt sich ein solcher auch auf seine anthropologischen mit Deutlichkeit nachweisen¹). Pestalozzi hatte die Entfaltung des menschlichen Individuums von drei Bedingungen abhängig gemacht:

1. von dem Wachstum seiner in ihm ruhenden Kräfte,
2. von seiner durch das Zufällige der ihn umgebenden Verhältnisse bedingten Bildung,
3. von der durch den sittlichen Willen des Menschen auf ihn ausgeübten Erziehung (XIII, 177 ff.).

Er ist hierin abhängig von Rousseau. Dieser sagt: — „Cette éducation nous vient de la nature, ou des hommes, ou des choses. Le développement interne de nos facultés et de nos organes est l'éducation de la nature: l'usage qu'on nous apprend à faire de ce développement est l'éducation des hommes; et l'acquis de notre propre expérience sur les objets qui nous affectent, est l'éducation des choses Or, de ces trois éducations différentes, celle de la nature ne dépend point de nous; celle des choses n'en dépend qu'à certains égards; celle des hommes est la seule dont nous soyons vraiment les maîtres . . .“²).

Ungleich bedeutsamer ist der Zusammenhang zwischen den die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts betreffenden Anschauungen Pestalozzis und den gleichen Rousseaus. In ihnen fusst ersterer namentlich auf der Schrift Rousseaus; „Du contrat social ou principes du

¹) Es sei hier ein für allemal bemerkt, dass im folgenden nur den *unmittelbaren Quellen* Pestalozzis, nicht aber dem letzten Ursprunge der betreffenden Gedanken nachgegangen werden soll. So bildet freilich bei der Mehrzahl der aus Rousseau nachgewiesenen Entlehnungen dieser selbst nur ein Glied in einer längeren Entwicklungskette; aber dass für Pestalozzi lediglich Rousseau in Frage kommt, dürfte ausser durch Pestalozzis oben angeführtes eigenes Zeugnis vor allem durch die Uebereinstimmung mit diesem auch in zahlreichen Einzelheiten und kleineren Modifikationen dargethan werden.

²) Emile. I, 4.

droit politique.“ Beide kennen einen doppelten Zustand des menschlichen Geschlechts in seiner Entwicklung:

1. den Naturstand,
2. den gesellschaftlichen Zustand¹⁾.

Beide sind von der völligen Unverdorbenheit des Naturmenschen überzeugt, nur dass Pestalozzi die Zeit dieser Unverdorbenheit auf das denkbar geringste Mass eingeschränkt wissen will.²⁾ Beide unterscheiden zwischen dem Naturmenschen im Naturzustande und demjenigen im gesellschaftlichen Zustande³⁾. Beide lassen den Naturmenschen, vom Elend seines Zustandes schliesslich gebeugt, in den gesellschaftlichen Zustand hinübergehen⁴⁾. Auch in den Erwägungen über diesen folgt Pestalozzi durchaus den Spuren Rousseaus. Von dem dem gesellschaftlichen Zustande zu Grunde liegenden Verträge sagt Rousseau beispielsweise⁵⁾: — „Bien qu'elles (les clauses du contrat) n'aient peut-être jamais été formellement énoncées, elles sont par-tout les mêmes, par-tout *tacitement* admises et reconnues...“. Auch Pestalozzi spricht von einem „stillen aber wahren Vertrag“⁵⁾. Weiterhin sagt Rousseau: „Ce que l'homme perd par le contrat social, c'est la liberté naturelle et un droit illimité à tout ce qui le tente et qu'il peut atteindre; ce qu'il gagne, c'est la liberté civile et la propriété de tout ce qu'il possède. Pour ne pas se tromper dans ses compensations, il faut bien distinguer la liberté naturelle qui n'a pour bornes que les forces de l'individu, de la liberté civile, qui est limitée par la volonté générale, et la possession qui n'est que l'effet de la force ou le droit du premier occupant, de la propriété qui ne peut être fondée que sur un titre positif“. („Contrat“: Chapitre

1) Contrat: a. a. O., II, 25. — „Nachforschungen“: X, 15. 88.

2) Pestalozzi lehnt sich sogar fast vollständig an den Rousseau'schen Ausdruck an: „Tout est bien, sortant des mains de l'Auteur etc.“, wenn er sagt: „Der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, ist er ganz Unschuld u. s. w. (Emile, I, 1. — „Nachforschungen“ X, 92).

3) „Emile“, livre III, 86. — „Nachforschungen“ X, 88.

4) „Contrat“: Chapitre VI. — „Nachforschungen“ X, 58 ff.

5) „Contrat“: Chapitre VI. — „Nachforschungen“ X, 21 ff.

VIII). Ganz ähnlich sagt Pestalozzi: „Unser Geschlecht hat eine allgemeine und starke Neigung, in dem Genuss seiner Lebensansprüche unabhängig und selbständig zu sein. Naturfreiheit ist Genuss dieser Selbständigkeit in vollem Leben meiner tierischen Kraft. Bürgerliche Freiheit ist Ersatz der Naturfreiheit, Besitz gesellschaftlicher Selbständigkeit. Das Recht der Naturfreiheit ruht auf dem allgemeinen unwillkürlichen und unwandelbaren Gefühl des Bedürfnisses meiner Selbständigkeit im Naturstand. Das Recht der bürgerlichen Freiheit ruht auf dem ebenso allgemeinen Gefühl des Bedürfnisses eines Ersatzes dieser Naturfreiheit im gesellschaftlichen Zustand (X, 37. 38).

Unterscheidet Rousseau zwischen possession und propriété in der oben angegebenen Weise, so Pestalozzi zwischen „Besitzstand“ und „Eigentum“. Letzteres ist ein auf einem stillen aber wahren Vertrag ruhender „Besitzstand“ (X, 21.), existiert also nur im gesellschaftlichen Leben.

Uebereinstimmung zeigen Rousseau wie Pestalozzi weiterhin in der Auffassung von dem Einflusse des Klimas auf die Entwicklung des Menschen, wobei Pestalozzi mehr die Entfaltung der sittlichen Kräfte, jener mehr die durch die verschiedenen Gegenden bestimmte Staatsform ins Auge fasst¹⁾.

Schliesslich ist noch eine auffällige Abhängigkeit Pestalozzis von den Erörterungen Rousseaus²⁾ über das Wesen der Religion zu erkennen. Es mögen folgende Gegenüberstellungen zum Beweise dienen.

Rousseau unterscheidet nämlich in der bürgerlichen Gesellschaft die Religion „des Menschen“ (la religion de l'homme) und die Religion „des Staatsbürgers“ (la religion du citoyen)³⁾. Von der letzten sagt er: „Elle est mauvaise

¹⁾ „Contract: livre III. Chapitre VIII. — „Nachforschungen“: X, 48. 49. 59.

²⁾ „Contrat“: Livre IV. Chap. VIII. — „Nachforschungen“: X, 52—58. 187—195.

³⁾ Oeuvres complètes. Politique. p. 168. (Contrat: l. IV. chap. VIII).

en ce qu'étant fondée sur l'erreur et sur le mensonge, elle trompe les hommes, les rend crédules, superstitieux, et noie le vrai culte de la divinité dans un vain cérémonial. Elle est mauvaise encore quand, devenant exclusive et tyrannique, elle rend un peuple sanguinaire et intolérant; en sorte qu'il ne respire que meurtre et massacre, et croit faire une action sainte en tuant quiconque n'admet pas ses dieux¹⁾.

Auch Pestalozzi kennt eine Religion, insofern sie „ein Werk des Staates“ und eine andere, die „ein Werk des Menschen selbst“ ist²⁾. Jene charakterisiert er folgendermassen: „Als Werk des Staates ist die Religion Betrug... Ich selber als Werk des Geschlechts, finde die Religion im Selbstbetrug des Eiferglaubens und in den Verhärtungstäuschungen und Ansprüchen des Sektengeistes... Die Religion, als Werk des Geschlechts, ist allgemeine Hebamme des Unrechts der Macht; mit der Glorie des Heiligtums um das Gesicht der Selbstsucht, strahlt sie Bann und schwingt das Schwert über das Haupt derer, die dem Heidensinn lügenhafter Offenbarungen... nicht im Gehorsam des Glaubens unbedingte Anhänglichkeit, d. i. göttliche Verehrung, zu erweisen sich blindlings geneigt zeigen... Als Werk meines Geschlechts eifere ich für das Gesetz meines Gottes wie ein tapferer, die Welt nur in seinen Mauern kennender Schildebürger für das Recht seiner Municipalstadt“ (X, 187 ff.).

„Die Religion des Menschen“ ist beiden identisch mit dem wahren Christentum d. i. der Lehre Jesu, nicht etwa dem Christentum, wie es als Staatsreligion auftritt³⁾. Beide

¹⁾ A. a. O. p. 169.

²⁾ Wie aus den früheren Ausführungen hervorgeht, kennt Pestalozzi noch eine dritte Art der Religion: „Die Religion als Werk der Natur.“ Hierin geht er über Rousseau hinaus.

³⁾ Rousseau sagt: „Reste donc la religion de l'homme *ou* le christianisme, non pas celui d'aujourd'hui, mais celui de l'Evangile, qui en est tout différent.“ (A. a. O. p. 196). Pestalozzi sagt: „Das Christentum ist ganz Sittlichkeit; darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen; . . . es ist auf keine Weise

erkennen, dass die Gesellschaft als solche nie das reine Christentum als Religion besitzen kann.

Hiermit dürfen die von Pestalozzi den Rousseau'schen Schriften entlehnten Hauptgedanken erschöpft sein. Auf Grund der hier gemachten Gegenüberstellungen sowie weiterhin auf Grund einer Vergleichung der hier in Frage kommenden Schriften beider Männer lässt sich das Abhängigkeitsverhältnis Pestalozzis von Rousseau folgendermassen kennzeichnen:

Pestalozzi steht keineswegs in sklavischer Abhängigkeit von Rousseau bezüglich seiner anthropologischen Anschauungen. Mit jugendlich schwärmerischer Begeisterung hatte er einst dieses Mannes Schriften gelesen, namentlich „Emile“ und den „Contrat social“, hatte die Hauptgedanken derselben in sich aufgenommen und sie in sich fortwirken lassen. Erst fast nach einem Menschenalter fanden dieselben vorzugsweise in den „Nachforschungen“ ihren Ausdruck (1793—1796). Sie waren jedoch erweitert, vertieft, und zum Teil in eigenartiger Weise modificiert, so dass Pestalozzi selber sich ihres Ursprungs im einzelnen nicht mehr deutlich bewusst war, vielmehr der Ueberzeugung lebte, ur-eigenste Gedanken zum Ausdruck bringen. Ein Zeichen hierfür sind folgende Worte in der erwähnten Schrift¹⁾:

„Der Gang meiner Untersuchung kann seiner Natur nach keine andere Richtung nehmen, als diejenige, die die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben; ich kann also in derselben *in keinem Stück von irgend einem bestimmten philosophischen Grundsatz ausgehen; ich muss sogar von dem Punkt der Erleuchtung, auf welchem unser*

eine Staatsreligion; . . . die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinsignien erwählt haben, diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu.“ (X, 194/195.)

¹⁾ X, 14. — Weiterhin lässt er sich noch einmal in ganz ähnlicher Weise aus; u. a. sagt er: „Mein Bild vom Menschen soll wie mein Buch nichts sein, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, sonst wäre sie ein Gewebe von Lügen wider mich selbst und wider meinen Zweck.“ (X, 75.)

Jahrhundert über diesen Gegenstand steht, keine Notiz nehmen. Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist, die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben . . .“

Mit Rousseau aber erschöpfen sich schon alle Quellen, die Pestalozzi seinen Anschauungen gegenüber gelten lassen will; im übrigen kann er sich nicht oft genug gegen die Zumutung verwahren, dass er seine Gedanken dem Geiste anderer zu verdanken hätte. Nicht Bescheidenheit ist es, wenn er sich, wie die eben citierten Worte auch bezeugen, seiner Unkenntnis in der zeitgenössischen Litteratur rühmt; es ist der eigenartige Stolz eines Autodidakten, der durchaus die Lösung gewisser Probleme dem eigenen Denken verdanken will. „Ich habe dreizehn Jahre lang“, schreibt er¹⁾ 1782, „weder ein Buch gelesen, noch einen Gedanken gehabt, der auf irgend ein schriftstellerisches Fach Bezug hatte“, und 1801 wiederholt er²⁾: „Ich habe seit dreissig Jahren kein Buch mehr gelesen und konnte keins mehr lesen!“ Danach würde die letzte wissenschaftliche Beschäftigung Pestalozzis ins Jahr 1769 bzw. 1771 fallen. Der Richtigkeit dieser Behauptung scheint jedoch das Vorhandensein einer Anzahl von Manuskripten auf der Stadtbibliothek zu Zürich zu widersprechen. Diese enthalten Auszüge aus gewissen Schriften unter dem von ihm selbst geschriebenen Titel „Miszellaneen“³⁾. Zu jenen Schriften gehören:

¹⁾ Hunziker, Rousseau und Pestalozzi. Basel 1885, p. 9.

²⁾ XI, 108 („Wie Gertrud —“).

³⁾ Oberpfarrer Seyffarth in Liegnitz, der Herausgeber der sämtlichen Werke Pestalozzis, hatte den Verfasser auf einen Stoss von Pestalozzi - Manuscripten in der Stadtbibliothek zu Zürich aufmerksam gemacht. Die Bemühungen, diese zur Einsicht zu erlangen, blieben erfolglos; wohl aber teilte Prof. Dr. Hunziker dem Verfasser mit, dass dieselben lediglich Auszüge aus Schriftstellern wären, unter denen sich die im Texte angeführten befänden.

„Grundsätze der Alten“¹⁾, von Hr.;

„Ueber Wahrheit und Irrtum“, von Eberhard²⁾;

„Ueber die moralische Nothwendigkeit“, von Eberhard³⁾.

Da nach Hunziker's Meinung diese Auszüge „unzweifelhaft“ in der „Neuhofzeit“, d. h. in den Jahren 1769—1780, niedergeschrieben wurden, die ihnen zu Grunde liegende Lektüre also auch wohl in jene Zeit fallen würde, so würden demnach jene Behauptungen Pestalozzis hinfällig sein. Wenigstens aber wäre ihre Schroffheit dahin zu mildern, dass er in einem nur beschränkten Masse Kenntniss von der zeitgenössischen Litteratur genommen hat. Wenn es daher um dieser Abgeschlossenheit Pestalozzis willen der Quellenforschung auch schwer, wenn nicht unmöglich, sein dürfte, seine Abhängigkeit von einzelnen litterarischen Erzeugnissen mit Sicherheit nachzuweisen, so ist doch der kausale Zusammenhang zwischen seiner Persönlichkeit und der Gesamtheit der Geistesströmungen seines Jahrhunderts sehr wohl nachweisbar.

Schon seine Annahme von den Grundkräften der Menschennatur lässt ihn ganz als das Kind der Philosophie seiner Zeit erscheinen. Wenn er, abgesehen von den physischen Kräften, das Denken und Empfinden bezw. Fühlen als die zwei physischen Grundvermögen hinstellt, so weist er damit auf die gleiche Annahme bei Jac. Friedrich Weiss hin, dessen Schrift: *Tractatus philosoph. de natura animi etc.*⁴⁾ mit einer Polemik gegen das Bestreben der Philosophen, das Fühlen aus dem Erkennen abzuleiten, Verstand und

¹⁾ Hunziker schreibt in seiner Mitteilung an den Verfasser hinter diese von Pestalozzi gemachte Abkürzung: (Herder?).

²⁾ Dieser Aufsatz befindet sich in dem Buche: „Neue vermischte Schriften von Johann August Eberhard, Professor der Philosophie zu Halle und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Halle 1788. Gebauer.“ S. 23 ff.

³⁾ Eine Schrift Eberhards mit diesem Titel ist nicht auffindbar. Wohl aber sind in dem unter Anm. 2 citierten Buche verzeichnet: „Verschiedene Aufsätze über die Freyheit des Willens,“ darunter: „Ueber Freyheit und Nothwendigkeit.“ Eberhard an Moses Mendelssohn (S. 96).

⁴⁾ 1761.

Herz schliesslich als zwei selbständige Kräfte anerkennt. Fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift (1776) hatte die Berliner Akademie der Wissenschaften eine „Theorie des Denkens und Empfindens“ verlangt¹⁾ und eine Beantwortung ihrer Frage u. a. von Eberhard erhalten²⁾. Da Pestalozzi in seinen „Miszellen“ die Kenntnissnahme von Eberhard'schen Schriften verrät, so liesse sich ein gleiches auch wohl dem hier in Frage kommenden Werke gegenüber vermuten. Doch scheint die heftige Polemik dieser Arbeit gegen die Annahme einer grösseren Zahl getrennter Seelenkräfte³⁾, wie sie Pestalozzi ja gerade vertrat, dem zu widersprechen. Letzterer hätte dann sicherlich den verständigen Folgerungen Eberhards bei der eigenen Unbeholfenheit im Philosophieren Gehör geliehen. Indem aber weiterhin nun Pestalozzi das Erkennen und Wollen als die Seelenkräfte namhaft macht und schliesslich, wenn auch nur ganz einzelt, Kopf, Herz und Wille als drei physische Thätigkeiten festhält, so liefert er hierin einerseits Anklänge an Hollmann, der intellectus und voluntas (1741) verteidigt, und damit auch an den die gleiche Anschauungen vertretenden Platner, andererseits scheinen Beziehungen zu Mendelssohn⁴⁾ und Tetens⁵⁾, den Vertretern dreier Seelenvermögen, durchzuschimmern.

Wenn Pestalozzi ausserdem nicht davon abliess, in

1) Hierin war sie offenbar von Sulzer beeinflusst, der die gleiche Anschauung vertrat in der Schrift: „Anmerkungen über den verschiedenen Zustand, worin sich die Seele bei Ausübung ihrer Hauptvermögen, nämlich des Vermögens sich etwas vorzustellen und des Vermögens zu empfinden, befindet.“ 1763.

2) „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens. Eine Abhandlung, welche den von der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1776 ausgesetzten Preis erhalten hat, von Johann August Eberhard. Neue verbesserte Auflage. Berlin, bey Christian Friedr. Voss und Sohn. 1786.“

3) „Allgemeine Theorie —“ S. 19 ff.

4) „Briefe über die Empfindungen“ 1755. — „Morgenstunden“ 1785.

5) „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung.“ 1776.

heissem Bemühen den Gesetzen der menschlichen Entwicklung, wie er sie im Individuum und im gesamten Geschlecht zu beobachten glaubte, zeitlebens nachzuspüren, so hat er damit nur einen Beitrag zur Lösung eines Problems geliefert, das die bedeutendsten Denker seines Jahrhunderts beschäftigte¹⁾. Seine Beziehungen zu Rousseau in diesem Punkte sind weiter oben schon klargelegt worden. Dieser glaubte in der historischen Entwicklung eine Verirrung zu erkennen und wollte an ihrer Stelle eine neue naturgemässe setzen. Im Gegensatz zu ihm ging die Philosophie seines Jahrhunderts darauf hinaus, den Verlauf der menschlichen Geschichte, so wie er war, als naturgemässen zu begreifen. In Herders „Ideen“ fand dieses Streben sein Ziel. Die Geschichte des Menschen bot ihm nichts als die allmähliche Entfaltung der Menschlichkeit. „Die Idee der Humanität erklärte ihm die verwickelte Bewegung der Völkergeschichte“. Die „Ideen“ hatten Rousseaus Standpunkt überwunden. Pestalozzi aber, dessen „Nachforschungen“ nach diesen erschienen (1796), krankte noch an den einst mit jugendlicher Begeisterung aufgenommenen Anschauungen des Genfers. Er war hinter dem philosophischen Fortschritte seiner Zeit zurückgeblieben; er hatte von ihm keine Notiz genommen. Gleich Rousseau sah sein Pessimismus nur allenthalben die Wirkungen des aller naturgemässen Entfaltung Hohn sprechenden „Verkünstlungsverderbens der Civilisation“. Die Erlösung erblickte er in der Erziehung des Individuums zur Sittlichkeit,

¹⁾ Schon der Italiener Giov. Battista Vico hatte in seiner 1725 erschienenen Schrift: „Principj d'una scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni,“ die Gesetzmässigkeit in der Entwicklung der Völker wie der Individuen nachzuweisen versucht. — Für die deutsche Litteratur kommen in Betracht: Wieland: „Betrachtungen über den Menschen nebst einer allegorischen Geschichte der menschlichen Seele.“ Zürich 1755. — Reimarus: „Ueber die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion.“ 1754. — Garves Uebersetzung von Ferguson Moralphilosophie. 1772. — Lessing: „Erziehung des Menschengeschlechts.“ 1780. — Schiller: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ 1780. — Herder: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschlichkeit.“ 1784. 1785. 1787. 1791.

d. h. in der von der menschlichen Vernunft geleiteten Entfaltung aller, also auch der sittlichen Kräfte des Individuums¹⁾. Herder kritisierte²⁾ mit Wärme „die Nachforschungen“; nachdem er ihren Zusammenhang mit Rousseaus Ideen hervorgehoben, sagt er: „*Geborgt aber ist in diesem Buch nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt, als ungestüm sich fortwälzt, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, thätigen, wenigstens im Wollen thätigen Menschenlebens*“. Damit scheint Herder auch die Unkenntnis Pestalozzis seinen „Ideen“ gegenüber anzudeuten.

Dass Pestalozzi unter dem Einflusse der philosophischen Strömungen seiner Zeit steht, beweist ein weiterer Zug, den er mit der Psychologie seines Jahrhundert gemeinsam hat, nämlich die Neigung zum Individualismus in der Psychologie, der Individual-Psychologie. Diese Richtung will nicht eine allgemeine Naturwissenschaft der Seele geben, sondern strebt nach einer Psychologie im Sinne der Menschenkunde. Darum sucht sie die psychologische Wissenschaft aufzubauen auf der Analyse des Seelenlebens und der seelischen Entwicklung einzelner charakteristischer Individuen. Hierauf hinzielende Bemerkungen sind folgende:

„Der Mensch ist an sein Nest gebunden, und wenn er es an hundert Fäden hängt, und mit hundert Kreisen umschreibt, was thut er mehr als die Spinne, die ihr Nest auch an hundert Fäden hängt und mit hundert Kreisen umschreibt? Und was ist der Unterschied von einer etwas grösseren und einer etwas kleineren Spinne? Das Wesen von ihrem Thun ist: sie sitzen alle im Mittelpunkte des Kreises, den sie umschreiben; aber der Mensch wählt den Mittelpunkt, in dem er wallet und webet, nicht einmal selbst, und er erkennt als blosses physisches Wesen alle

¹⁾ Insofern Pestalozzi diese Erziehung wohl auch Bildung zur „Menschlichkeit“ nannte, steht er mit Herder in Uebereinstimmung.

²⁾ „Erfurter gel. Nachrichten.“ 1797. St. 60.

Wahrheit gänzlich nur nach dem Masse, als die Gegenstände der Welt, die ihm zur Anschauung kommen, sich dem Mittelpunkte nähern, in dem er waltet und webet und meistens, ohne sein Zuthun, wallen und weben muss.“ (XI, 171. 172).

In den „Nachforschungen“ sagt er: „Der Gang meiner Untersuchung kann seiner Natur nach keine andere Richtung nehmen, als diejenige, die die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben; — — ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben — —“ (IX, 14).

Weiterhin spricht er von „seiner individuellen Anschauungsart der Dinge“ (IX, 14). — Schliesslich ruft er beim „Uebergange zu dem Wesentlichen“ seines Buches aus: „Ich hätte also das Bild der Menschen und mit ihm das Bild der nahenden Auflösung der Staaten vollendet. Es ist mir ganz Wahrheit, das heisst, es steht meiner Individualität so und nicht anders vor Augen. Es trägt darum auch das Gepräge, das die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben, und steht folglich mit der ganzen Einseitigkeit da, mit welcher einige Gegenstände der Welt im Gang meines Lebens mit vielem Reiz verwoben, andere mit vielem Ekel umhüllt, einige mit grossen Erfahrungen belegt, andere von dem Schatten der Erfahrungslosigkeit verdunkelt vor meinen Augen erscheinen. Es soll also sein. Mein Bild vom Menschen soll wie mein Buch nichts sein, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, sonst wäre sie ein Gewebe von Lügen wider mich selbst und wider meinen Zweck. —“ (IX, 75). Geht man den Spuren dieser Neigung zum Individualismus nach, so findet man schon in der Psychologie Meier's (1757) einen subjektivistischen Zug. Dieser sagt: „Wer diese Psychologie nach den Regeln der strengsten Lehrart abhandeln will, der muss in derselben nur von seiner eigenen Seele handeln, weil er aus seiner eigenen unmittelbaren Erfahrung nicht wissen kann, ob andere Seelen auch so beschaffen sind, wie die seinige“.

(Metaphysik, 3. Teil, § 274). — Die weitgehendste Anregung fand aber diese individualistische Neigung in den „nouveaux essais“ des Leibniz, welche 1765 veröffentlicht wurden. Die Vorrede zu denselben behauptet, dass „in Folge der unmerklichen Verschiedenheiten zwei Individuen nicht vollkommen gleich sein können und sich durch mehr als die blosse Zahl unterscheiden müssen“ (pag. 17)¹⁾. Von einer derartigen Neigung zum Individuellen zum vollendeten Phänomenalismus ist nur ein Schritt. Pestalozzi machte ihn nicht. Jedoch die zeitgenössische Psychologie beförderte diese Tendenz, bis sie in der „Theorie des Denkens und Empfindens“ von Eberhard ihren vollendeten Ausdruck fand. Das Verfolgen dieser Strömung macht Herders Forderung einer Individual-Psychologie verständlich²⁾.

Schliesslich ist es noch die von Pestalozzi in seinen anthropologischen Untersuchungen befolgte Methode, die ihn im Denken seiner Zeit wurzeln lässt. „Alle menschliche Philosophie“ sagt er schon 1782, „ist das Resultat richtiger Erfahrungen, und diese sind die Folgen eines festen, nicht schwankenden und nicht irregeleiteten Beobachtungsgeistes“ (VII, 287). Noch wichtiger als dieses Wort ist jenes andere im Buche: „Wie Gertrud...“: „*Was in meiner ganzen Darstellung Theorie und Urteil ist, das ist unbedingt nichts anderes, als die Folge einer beschränkten und höchst mühseligen Empirik*, und ich muss es hinzusetzen, eines seltenen Glückes“ (XI, 264).³⁾ Pestalozzi ist also seiner Methode nach durchaus Empiriker. Wie schon angesichts der drei besprochenen Berührungspunkte seiner anthropologischen Anschauungen mit denen seiner Zeit ein ins einzelne gehender Quellennachweis als unmöglich sich herausstellte, so auch hier. Es lässt sich nur feststellen, dass in der That die empirische Methode von einzelnen Psychologen des vorigen

¹⁾ Schaarschmidt, Uebersetzung 1875. (pg. 17).

²⁾ In der Schrift: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele.“ 1778.

³⁾ Ferner VII, 271: „Die Erfahrung ist das Siegel der Wahrheit.“ Auch: VII, 288. 289.

Jahrhunderts gegenüber der sogenannten „mathematischen“ ganz energisch vertreten wurde. Es sei nur hingewiesen auf Platner, Creuz, Tetens¹⁾.

Kann man somit die Denkresultate seiner Zeit namentlich in philosophischer Beziehung als die *eine* Quelle der An-

¹⁾ Im Anschluss an diese Bemerkungen über die Abhängigkeit Pestalozzis von der Philosophie seiner Zeit sei hier auf zwei Männer aufmerksam gemacht, die mit Pestalozzi ebenfalls in Zusammenhang gebracht wurden; es sind dies Fichte und Kant. Fichte lebte 1793/94 in Zürich und hielt dort Vorlesungen. Der Fichte'sche Geist, der bisweilen in den „Nachforschungen“ zum Durchschein kommt, legt die Vermutung eines tiefergehenden Einflusses dieses Mannes auf Pestalozzi nahe. Dass ein Verkehr zwischen beiden in der That auch bestanden habe, hat sein Sohn aufgedeckt in der Schrift: „J. G. Fichtes Leben und litterarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne J. H. Fichte. Sulzbach 1830.“ Doch weist dieser in einem Briefe an Seyffarth (von diesem veröffentlicht in den Werken: X, 6/7) eine von seinem Vater auf Pestalozzi ausgeübte Belehrung oder Leitung ausdrücklich zurück und will höchstens eine „*Anregung*“ anerkennen. Bezüglich der von Seyffarth hervorgehobenen parallelen Gedanken zwischen Fichte und Pestalozzi („Nachforschungen“) schreibt J. H. Fichte: „Es ist dies jener erfreuliche Zusammenklang verwandter Geister, von dem sich auch sonst Proben finden bei den Genien älterer und neuerer Zeit.“ (X, 7.) Dieses Verhältnis Fichtes zu Pestalozzi kann der Quellenforschung ein Fingerzeig sein, in welcher Weise jener den Einfluss des Zeitgeistes häufig erfahren haben mag. Der Verkehr — der persönliche wie der briefliche — Pestalozzis mit hedeutenden Erscheinungen war, wie seine Biographen zeigen (Morf: Zur Biographie etc. —) ein ungewöhnlich reger. Er musste ihm ersetzen, was der Mangel an Kenntniss der zeitgenössischen Litteratur ihm vorenthielt. Charakteristisch hierfür ist auch ein von Pestalozzi selbst veröffentlichter Brief eines Dr. Schnell aus Burgdorf an ihn (XI, 313 — 315). Derselbe enthält eine Skizze über „das äussere Entstehen der Religion, insofern sie Sache der Völker und äusserer menschlichen Vereinigungen ist.“ — Ueber das Verhältnis zu Kant giebt Pestalozzi selbst in einem auch von Natorp (S. Beilage II) in seiner „Rede über Pestalozzis Ideen etc.“ abgedruckten Briefe Aufschluss: (16. Januar 1794) „—Ich freue mich, durch meine mündliche Unterredung mit Fichte schon überzeugt zu sein, *mein Erfahrungsgang* habe mich im Wesentlichen den Resultaten der Kantischen Philosophie nahe gebracht.“ — Natorp fügt mit Recht dieser Briefstelle die Bemerkung bei: „Es (dies Zeugnis) beweist, — seine (Pestalozzis) wesentliche Unabhängigkeit von diesem (Kant).“ (A. a. O. p. V.)

schauungen Pestalozzi's hinstellen, so steht ihr eine andere gegenüber, auf die er zwar niemals als auf seine Quelle ausdrücklich hinweist — weshalb wir sie dem eingeschlagenen analytischen Verfahren entsprechend, auch erst jetzt zur Sprache bringen — die aber gleichwohl für sein Denken von höchster Bedeutung war — die Bibel.

Pestalozzi war eine durchaus — man kann sogar sagen, ungewöhnlich tief — religiös veranlagte Natur, für die vom Jünglingsalter bis zum späten Greisenalter die stete Beschäftigung mit der Bibel ein dringendes Bedürfnis war, trotz der Freiheit, die er ihr gegenüber sich stets wahrte in der symbolischen Deutung ihrer Erzählungen, in dem Glauben an ihre Dogmen u. dgl. m. Die Sprache der Bibel war ihm daher gewissermassen zur zweiten Natur geworden, seine Schriften sind vollkommen mit ihren Redewendungen durchsetzt; ausserordentlich gross ist die Zahl der von ihm citierten Bibelstellen¹⁾. Es ist klar, dass bei einem derartigen von frühester Jugend auf geübten Versenken in die Bibel auch deren psychologischer Anschauungen, zumal bei einer so eklektischen Natur, wie Pestalozzi sie war, zum geistigen Eigentum werden mussten. Wenn sich auch bei ihm ein Schwanken zeigte beim Nennen der drei Grundkräfte zwischen Denken, Fühlen, Handeln und Denken,

¹⁾ Es seien hier eine Anzahl von Stellen aus seinen Schriften, welche biblische Redewendungen und Citate enthalten, in beliebiger Auswahl herausgegriffen: VI, 132. 195. — IX, 64. 72. 97. 98. 124. 149. 159. 166. — X, 16. 17. 20. 23. 27. 42. 65. 73. 138. 177. 243. 283. 343. — XI, 28. 221. 223. 236. 246. 247. 251. 254. 268. 269. 282. 295. — XII, 21. 35. 61. 106. 119. 120. 167. 179. 181. 208. 282. 287. 292. — XIII, 23. 31. 78. 79. 80. 83. 86. 87. 92. 140. 149. 160. 170. 171. 179. 204. 216. 237. 242. 265. 266. 269. 271. 272. 273. 275. 327. 422. — XV, 208. — XVI, 150. 336. — XVII, 54. 60. 63. 64. 65. 67. 68. 83. — XVIII, 262. 288. 289. 312. 313. 315. 319. — XIX, 41. 55. 72. 73. 76. 78. 80. 103. 112. 125. 145. 156. 165. 207. 215. 227. 237. 238. 246. 250. 266. 271. 272. 281. 284. 286. 288. 293. 294. 295. 296. 298. 302. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 312. 313. 315. 320. 327. 330. 334. 336. 337. 340. 341. 349. 351. 352. 361. 364. 366. 367. 368. 369. 383. 385.

Wollen, Handeln, so legte er doch stets mit Konsequenz, wenn er sich der Begriffe Geist, Herz, Körper bediente, das Fühlen und Wollen ins Herz. Dies geschieht aber nach biblischem Vorbilde. Für die Bibel bedeutet das Herz, abweichend vom heutigen Sprachgebrauche, das Centrum des gesamten geistigen Lebens, ohne Beschränkung auf ein specielles Gebiet. Es ist der Sitz des Fühlens, Wollens, ja auch des Denkens. Es ist voller Trauer (Joel, II, 13. — Psalm. CII, 5.), Fröhlichkeit (Spr. XV, 13. — Apg. II, 26.), Angst, Kummernis (Hiob VII, 11. — Spr. XV, 13.), Verzagtheit (Jes. XIII, 7.), Liebe, Hass (3. Mos. XIX, 17. — 1. Petr. I, 22.), Barmherzigkeit (Kol. III, 12). Alle diese Gefühle hatte aber Pestalozzi auch dem Herzen zugeschrieben. Es ist für die Bibel ferner der Sitz aller Strebungen (Spr. VI, 25. XIX, 21. — Röm. I, 24. — 1. Kor. IV, 5). Für Pestalozzi hatte es dieselbe Bedeutung. Ja, wenn Pestalozzi sogar bisweilen von „Gedanken im Menschenherzen“ redet (VI, 355), so folgt er auch hierin der Bibel (Dan. II, 30. — Ps. XIX, 15. — 1. Kön. XII, 33. Spr. XVI, 9). Für die Bibel ist das Herz der Sitz des Gewissens (Röm. II, 15. — 2. Sam. XXIV, 10). Ein gleiches gilt für Pestalozzi. — Wenn er weiter auch der Seele Gefühl und Willen zuschrieb, so bietet auch hierfür die Bibel die Belege (Ps. XXXXII, 12. — CIII, 1. — Mark. XIV, 30. — Apg. II, 43. — Mth XXII, 37. — Ps. LXIII, 2).

Hatte schliesslich Pestalozzi im „Schwanengesange“ eine entschiedene Wendung zum Dualismus von „Fleisch und Geist“ gemacht, so war er auch hierin nur der Bibel, und zwar besonders Paulinischen Spuren, gefolgt (Mark. XIV, 38. — Mth. XXVI, 41. — Gal. V, 16. 17. 19–22. Allerdings soll der Gegensatz von Fleisch und Geist bei Paulus nicht ein natürliches System des seelischen Vermögen begründen; er ist vielmehr durchaus ein ethischer, mit dem sich zugleich specifisch-religiöse Momente verweben. Indem nun Pestalozzi diesem Dualismus in seine rein psychologische Theorie hineinarbeitete, ergaben sich freilich die Schwierig-

keiten der Ausgleichung, auf die schon öfters hingewiesen werden musste. Wenn so auch die theoretische Ausgestaltung dieses Verschmelzungsversuchs wissenschaftlich nur wenig befriedigen kann, so darf doch andererseits nicht verkannt werden, dass hier, wie in vielem anderen, das was in Pestalozzis Wirken und Denken ethisch und darum auch pädagogisch am bedeutendsten war, zu einem guten, vielleicht sogar zum grössten Teile in der biblischen Weltanschauung wurzelt.



The first of these is the fact that the
 number of cases of the disease has
 increased in the last few years.
 This is due to the fact that the
 disease is now more common in the
 tropics and in the warmer parts of
 the world. It is also more common
 in the lower classes of society.
 The second fact is that the disease
 is now more common in the
 tropics and in the warmer parts of
 the world. It is also more common
 in the lower classes of society.

Beilagen.

- I. Verzeichnis der Schriften, Briefe und Tagebücher
Pestalozzis nach der Zeit ihrer Abfassung.
 - II. Litteratur.
-

I. Verzeichnis der Schriften, Briefe und Tagebücher Pestalozzis nach der Zeit ihrer Abfassung.

Vorbemerkungen.

Die Berücksichtigung des Entwicklungsganges der anthropologischen Anschauungen Pestalozzis in der Darstellung derselben bedingt eine möglichst genaue Kenntnis der Abfassungszeit seiner sämtlichen Schriften, Briefe und Tagebücher. Im folgenden soll der Versuch, diese zu bestimmen, gemacht werden. Sie wird durch die links vom Texte stehenden Zahlen bezeichnet; der Text selbst giebt den Titel der ersten Ausgabe der einzelnen Schriften an. War ein solcher nicht zu finden, so ist dafür an seiner Stelle die Inhaltsangabe der in Frage kommenden Schrift in Klammer gesetzt worden. Die Anmerkungen versuchen zumeist die Begründung für die angenommene Abfassungszeit zu geben, sowie Band und Seitenzahl der Schriften in der Cottaschen-Ausgabe (abgekürzt: C.) und in der von Seyffarth besorgten (S.). (Beilage II!).

Der Versuch, ein derartiges Verzeichnis aufzustellen, ist bereits von Israel und Hunziker gemacht worden:

1) Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi. Von August Israel. Zschopau 1894.

2) Heinrich Pestalozzi, 1746—1827. Eine biographische Skizze von Dr. O. Hunziker. Zürich 1896. S. 60. 61.

Diese beiden Verzeichnisse sind unvollkommen in der Aufzählung der Schriften und z. T. fehlerhaft in der Angabe der Zeit. Die einzelnen Fehler sind in den Anmerkungen nachgewiesen.

1765. Agis. Uebersetzung einer Stelle aus der 3. Olynthischen Rede des Demosthenes an das Volk¹⁾.
- 1765—1767. Mitarbeit am *Erinnerer*²⁾.
- 1767, Mai bis 30. Sept. 1769. (Briefe Pestalozzis an Anna Schulthess.)³⁾
- 1769, 13. Dez. bis 28. Nov. 1770. (Tagebuchblätter Pestalozzis.)⁴⁾
- 1774, 27. Jan. bis 19. Febr. 1774. Wie Vater Pestalozzi anno 1774 sein drey und ein halbjähriges Söhnlein Jacobli unterrichtet und beobachtet, und zu welchen Betrachtungen es führt. *Ex ungue leonem*⁵⁾.
- 1775, 9. Dez. Eine Bitte an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Auferziehung und Arbeit zu geben. Neuenhof, den 9. Christmonat 1775. Joh. H. Pestaloz⁶⁾.
- 1777 (?). Herrn Pestalozzes Briefe an Herrn N. E. T. über die Erziehung der armen Landjugend. Erster Brief⁷⁾.
- 1777, 10. Jan. Dto. Zweiter Brief⁸⁾.

¹⁾ Zuerst gedruckt in der Zeitschrift: Vollständige und kritische Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit nebst anderen zur Gelehrsamkeit gehörigen Sachen. Jahrgang 1766 Zwölftes Stück. p. 346—372. Als Zeit der Abfassung findet sich auf der Rückseite angegeben: 1765. S. VIII., 233—256.

²⁾ Pestalozzi-Blätter. 1894. Nr. 1. — Morf: „Zur Biographie etc.“ I, 89 ff.

³⁾ Zuerst vollständig abgedruckt in: Pestalozzi's sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Dr. H. Morf, a. Seminardirektor und Waisenvater zu Winterthur und Dr. H. Hunziker, Professor an der Universität zu Zürich, herausgegeben von L. W. Seyffarth, Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz. Neunzehnter Band. Liegnitz 1895. — Zwanzigster Band. p. 1—155.

⁴⁾ Zuerst abgedruckt in: Pestalozzis sämtliche Werke u. s. w. Zwanzigster Band. p. 195—223.

⁵⁾ Pestalozzische Blätter. Zehnter Band. 1828. — Pest. sämtl. Werke u. s. w. Zwanzigster Band. 1896. p. 225—233.

⁶⁾ Abgedruckt in: Iselins Ephemeriden 1777. 3. St. p. 91. — S. I, 42—49.

⁷⁾ Iselins Ephemeriden 1777. 3. St. p. 91. Ohne Datum. — S. VIII, 257—263.

⁸⁾ Iselins Ephemeriden 1777. 4. St. p. 5. — S. VIII, 263—282.

- 1777, 19. März. Herrn Pestalozz dritter Brief über die Armenanstalten auf dem Lande¹⁾.
- 1777, 18. Herbst. Bruchstück aus der Geschichte der niedrigsten Menschheit. Anrufung der Menschheit zum Besten derselben.²⁾
1778. Erziehungsanstalt für arme Kinder zu Neuenhof im Ergäu.³⁾
- 1778, 26. Feb. Zuverlässige Nachricht von der Erziehungsanstalt armer Kinder des Herrn Pestalozze im Neuenhof bei Birr in Anno 1778⁴⁾.
- 1779/1780. Abendstunde eines Einsiedlers.⁵⁾
1780. (Ueber den Aufwand)⁶⁾.
1780. Ueber Gesetzgebung und Kindermord, Wahrheiten und Träume, Nachforschungen und Bilder. Vom Verfasser Lienhards und Gertrud. Geschrieben 1780. Herausgegeben 1783. Frankfurt und Leipzig. Auf Kosten des Verfassers und in Kommission bei der Buchhandlung der Gelehrten⁷⁾.
- 1780—1790. Figuren zu meinem A-B-C-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens. Basel, gedruckt bey Samuel Flick. 1797⁸⁾.
1781. (?) Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Berlin und Leipzig bey George Jacob Decker. 1781⁹⁾.

1) Iselins Ephemeriden 1777. 9. St. p. 23. — S. VIII, 282—293.

2) Iselins Ephemeriden 1778. — S. VIII, 294—301.

3) Iselins Ephemeriden 1778. — S. VIII, 302—306.

4) S. VIII, 307—319.

5) S. I, 53—74. — Iselins Ephemeriden. Maystück 1780.

6) Diese Schrift findet sich in der Broschüre: „Ueber die Aufwandgesetzsammlung einiger Schriften, welche bei der Aufmunterungsgesellschaft in Basel eingelaufen sind über die Frage: Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Sehranken zu setzen? Basel bei Johann Jacob Flick. 1781. — S. V, 285—320. — Israel setzt als Abfassungszeit dieser Schrift fälschlich 1781 an; Pestalozzi sagt selbst in der ihr vorgedruckten Widmung: „Ich war eben heute mit diesen Blättern vom Aufwand fertig, . . .“ Als Datum trägt die Widmung: 13. Juni 1780.

7) C. VII, 263—408. — S. VIII, 1—229.

8) C. X. — S. IX. — Die Zeit der Abfassung ist nicht genau bestimmbar; Pestalozzi giebt in der C.-Ausgabe ungefähr den Zeitraum von 1780 bis 1790 an (S. IX, 9).

9) S. I, 95—320. — Die Vorrede zu diesem Buche ist geschrieben am 26. Februar 1781. (S. I, 89—91). Nach Pestalozzis eigener Angabe wurde das Buch von ihm in wenigen Wochen niedergeschrieben (S. XIV,

1781. Kinderlehre der Wohnstube¹⁾.
 1781. Christoph und Else. Mein zweytes Volks Buch. 1782. Zürich und Dessau. In Commission bei Joh. Caspar Füssly²⁾.
 1782. Ein Schweizerblatt. 1782. (Nr. 1—25.) — Des Schweizerblats Zweytes Bändchen. 1782. (Nr. 26—52.)³⁾
 1782 (?) Lienhard und Gertrud. Ein Buch für's Volk. Zweyter Theil. 1783. Frankfurt und Leipzig⁴⁾.
 1783—1790. Briefe Pestalozzis an den Minister Zinzendorf⁵⁾.
 1784. Briefe Pestalozzis an Pfr. Schulthess⁶⁾.
 1783—1785 (?) Lienhard und Gertrud. Ein Buch für's Volk. Dritter Theil. 1785. Frankfurt und Leipzig.⁶⁾
 1785, 10. März. „Vorrede“ zum dritten Teil von „Lienh. u. Gertr.“⁷⁾.
 1785—1787 (?) Lienhard und Gertrud. Ein Buch für's Volk. Vierter und letzter Theil. 1787. Frankfurt und Leipzig⁸⁾.
 1787, 1. Apr. Widmung zum vierten Teile von Lienh. u. Gertr.⁹⁾.
 1790. Memoiren an Zinzendorf in Wien über die Verbindung der Berufsbildung mit den Volksschulen und über die Verhältnisse des Veltlin¹⁰⁾.

214). Es kann also möglicherweise in den ersten Wochen des Jahres 1781 abgefasst sein.

¹⁾ Die „Kinderlehre“ erschien in der Zeitschrift: „Allgemeine Monatschrift für Erziehung und Unterricht. Herausgegeben von I. P. Rossel, Gymnasiallehrer zu Aachen. Aachen 1829. Nr. 49.“ — Neudruck: Pestalozzi-Studien. 1896. I. Jahrgang. Nr. 5 ff. — Da nach Niederer noch vor dem Erscheinen von „Christoph und Else“ (1782), dem zweiten Volksbuche, das schon Januar 1782 angekündigt wurde, die Kinderlehre verfasst war, so muss dies 1781 geschehen sein (P.-Studien I, 65).

²⁾ Da im „Schweizerblatt“ vom 10. Januar 1782 das Buch fast als druckfertig bezeichnet wurde, so muss es spätestens Ende 1781 verfasst sein. (S. VI, 5 ff.) — Die Vorrede zu demselben ist geschrieben am 17. März 1782. — C. XII. — S. VI. — Israel giebt es fälschlich als 1782 verfasst an.

³⁾ Neudruck: S. VII.

⁴⁾ S. II.

⁵⁾ Abgedruckt in der Zeitschrift: „Pädagogium“ von Dr. Dittes. III, 409—483. 535—554: Briefwechsel zwischen Pestalozzi und dem Minister Zinzendorf 1783—1790. Mitgeteilt von Hunziker-Küssnacht (1881).

⁶⁾ Pestalozziblätter: 1877, 3.

⁷⁾ S. III.

⁸⁾ S. IV.

⁹⁾ S. V, 19—21.

¹⁰⁾ Pestalozziblätter: 1885 Nr. 2. 1886 Nr. 3.

- 1790—1792. Lienhard und Gertrud. Ein Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. Ganz umgearbeitet. Erster Theil. Mit (4) Kupfern. Zürich und Leipzig 1790 bey Ziegler und Söhne. — Dasselbe. Zweiter Theil. 1790. — Dasselbe. Dritter und letzter Theil. 1792¹⁾.
- 1793, Februar. Ja oder Nein, Aeusserungen über die bürgerliche Stimmung der Europäischen Menschheit in den oberen und unteren Ständen von einem freyen Mann im Hornung. 1793²⁾.
- 1793—1796. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts von dem Verfasser Lienhard und Gertrud. Zürich, bei Heinrich Gessner. 1797³⁾.
- 1795—1798. 1. An die Seegemeinden. 1795⁴⁾.
 2. Memorial über die Freyheit des Handels für die Landschaft Zürich. Von Pestaluzzi, Verfasser von Leonhardt und Gertrud. 1797⁴⁾.
 3. Ueber zürcherische Zustände und Verhältnisse⁴⁾.
 4. Oratio pro domo. 1797⁴⁾.
 5. Ueber den Zustand und die Lage des zürcherischen Landvolks und des Magistrats — seine daher resultierenden Beschwerden und das Benehmen des Letzteren⁴⁾.
 6. Zürich, Stadt und See. Dargestellt für einen auswärtigen Freund⁴⁾.
 7. Ueber die Natur der im Zürichgebiet sich äussernden Volksbewegung⁴⁾.
 8. Pestalozzi an die zürcherische Regierung.
 9. Pestalozzi an Lavater.

¹⁾ S. V, 254.

²⁾ Hunziker, Pestalozzi: p. 60. — S. XVI, 317 — 377. (Unter dem Titel: Ueber die Ursachen der französischen Revolution.)

³⁾ Pestalozzi schrieb am 15. November 1793 an Fellenberg: „Ich bin zufrieden mit dem Vorrücken meiner Arbeit. Ich habe meiner Politik Fundamente gesucht Fichte sagt auch, ich sollte *die Philosophie meiner Politik* dieser Schrift mit dem Drucke vorhergehen lassen.“ — Unter der „*Philosophie meiner Politik*“ können nur die „Nachforschungen“ gemeint sein. Diese wären sonach Ende 1793 begonnen worden. Weiter schreibt Pestalozzi an Gessner 1801: „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an den „Nachforschungen.“ — „Die Beendigung des Werkes würde sonach in das Ende des Jahres 1796 fallen. (Cf. S. XI, 95. — Natorp, Pestalozzis Ideen etc. p. IV., V.) — C. VII, 1—261. — S. X, 1—209. —

⁴⁾ Diese Aufsätze Pestalozzis finden sich in dem Buche: „Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwicklung. Bearbeitet von Josephine Zehnder, geb. Stadlin. Gotha, 1875. Thienemann.“ S. 765—828.

1798. 1. Ein Wort an die gesetzgebenden Rätthe Helvetiens¹⁾.
 2. Ueber den Zehnten²⁾.
 3. Wach auf Volk!³⁾
 4. An mein Vaterland. Am 24. Augustmonat 1798⁴⁾.
 5. An Helvetiens Volk⁵⁾.
 6. Stücke aus dem helvetischen Volksblatt⁶⁾.
 7. An Helvetiens Volk⁷⁾.
 8. Proklamation des helvetischen Direktoriums an das helvetische Volk⁸⁾.
1799. Zweites Zehntenblatt⁹⁾.
1799. (Briefe Pestalozzis an Pfarrer Schulthess)¹⁰⁾.
1799. Pestalozzi und seine Anstalt in Stanz¹¹⁾.
1800. Bericht an die Gesellschaft der Erziehungsfreunde¹²⁾.
1801. (?) Anweisung zum Buchstabieren- und Lesenlehren von Pestalozzi. Mit dem ausschliesslichen Privilegio der helvetischen Republik gedruckt. Bern, 1801¹³⁾.

¹⁾ S. X, 223—236.

²⁾ S. X, 237—262.

³⁾ S. X, 263—273.

⁴⁾ S. X, 274—278.

⁵⁾ S. X, 279—285.

⁶⁾ S. X, 286—326.

⁷⁾ S. XV, 205—209. — Pestalozziblätter VII, 21. — Diese hier angeführten Schriften hat Seyffarth unter der zusammenfassenden Ueberschrift: „Revolutionsschriften“ in seiner Ausgabe der Werke Pestalozzis an den angegebenen Stellen aufgenommen.

⁸⁾ Helvetisches Volksblatt Nr. 7. Pestalozziblätter IX, 41.

⁹⁾ Herausgegeben von Morf 1895. Cf. Hunziker, H. Pestalozzi. p. 60.

¹⁰⁾ Pestalozziblätter: 1877, 3.

¹¹⁾ Gedruckt in der Zeitschrift: „Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden. Erster Band. Erstes bis fünfzehntes Stück. Aarau, 1807 bei Heinrich Remigius Sauerländer, in Kommission bei Heinrich Gräff in Leipzig.“ 29. Juli. — Niederer bemerkt zu diesem Aufsatz in der Einleitung: „Der folgende Aufsatz wurde im Jahre 1799 nach Pestalozzis Rückkehr von Stanz auf dem Gurnigel angefangen —“ C. IX, 3—47. — S. XI, 3—51.

¹²⁾ Cf. Hunziker, H. Pestalozzi, p. 60. — Pestalozzische Blätter. 1828. IX, 66—80. 161—174. Titel: „Die Methode. Eine Denkschrift Pestalozzis.“ — S. XVIII, 289—305.

¹³⁾ S. XI, 63—70.

1801. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten, in Briefen von Heinrich Pestalozzi. Bern und Zürich bei Heinrich Gessner. 1801¹⁾.
1801. ? Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, von Heinrich Pestalozzi, Vorsteher des Erziehungs-Instituts zu Burgdorf. Bern, bey Heinrich Gessner. 1802²⁾.
- 1801—1803. „Epochen“, eine sozial-politische Schrift³⁾.
- 1801—1803. ? Religiöse Menschenbildung. Pestalozzis Blicke auf Christus und seine Lehre⁴⁾.
1802. ? Pestalozzis Selbstschilderung⁵⁾.
- ? Pestalozzis Elementar-Bücher. Buch der Mütter oder Anleitung für Mütter ihre Kinder bemerken und reden zu lehren. Erstes Heft. Zürich und Bern, in Commission bey Heinrich Gessner, Buchhändler, und in Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803⁶⁾.
- 1803, Wintermon. „Vorrede“ zu Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Zweyte Auflage. Zürich, in Commission bey Heinrich Gessner. 1804⁷⁾.
- 1802—1805. Der natürliche Schulmeister; oder Praktische Anweisung in den einfachsten Grundsätzen des Kinderunterrichts in allen Vorkenntnissen, die ihnen unter dem sechsten Jahre beizubringen nothwendig sind. Es ist für ein mal nicht die Rede, durch diesen Versuch die schweizerische Nation rein Deutsch reden zu lehren, sondern die verwahrloste Jugend verstehen zu lehren, was man in der Schweiz wirklich redet.

¹⁾ Der erste Brief ist von Pestalozzi datiert: „Burgdorf, Neujahrstag 1801.“ — C. V. — S. XI, 82—315.

²⁾ Seyffarth vermutet, die Schrift sei bald nach dem Luneviller Frieden (9. II. 1601) verfasst und erst 1802 gedruckt worden. (S. X, 222). — S. X, 327—371.

³⁾ Nach Niederers Aussage wurde die Schrift 1801—1803 verfasst. (S. XVIII, 242). — Allgemeine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. Aachen, 1828. X, 168—184. 273—288. — S. XVIII, 256—283.

⁴⁾ „Allgemeine Monatsschrift etc.“ 1828. IX, 174 ff. S. XVIII, 284—289. — Cf. XVIII, 242.

⁵⁾ Nach Niederers Angabe ist die Selbstschilderung 1802 verfasst. (S. XVIII, 241, 242). — Monatsschrift IX, 511—525. — S. XVIII, 345—255.

⁶⁾ Was in diesem Buche aus Pestalozzis eigener Feder stammt, giebt Seyffarth an. (S. XVI, 5—23).

⁷⁾ S. I, 91—94.

- Mit zwei Anhängen: Nachtrag aus den Vaterlehren. Aus dem Buch der Mütter¹⁾.
1804. Pestalozzi über Jesus Christus (1804). Drei Briefe Pestalozzis an Kirchenrat Kleinschmidt. Rückblick auf J. H. Pestalozzi von Dr. F. Kortüm. Heidelberg, 1846.
1807. ? Bericht an die Eltern und an das Publikum über den gegenwärtigen Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzi'schen Anstalt in Iferten von Pestalozzi²⁾.
1807. H. Pestalozzis Journal für die Erziehung. Ersten Bandes erstes Heft. — H. Pestalozzis Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig, 1807 bey Heinrich Gräff.
- Diese Schrift enthält:
- Ueber die Grundsätze, den Plan und die Tendenz dieser pädagogischen Zeitschrift. (Vorrede).
1. Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche.
 2. Bericht über meinen Versuch, einer Abteilung von Schülern der zweyten Klasse Anleitung zur schriftlichen Darstellung der Zahlen und ihrer Verhältnisse zu geben³⁾.
- 1807—1811. Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden. Erster Band. Erstes bis fünfzehntes Stück. Aarau, 1807 bei Heinrich Remigius Sauerländer, in Kommission bei Heinrich Gräff in Leipzig. — Zweiter Band. 1.—15. Stück. 1808. — Dritter Band. 1.—3. Heft. 1809. 1810. — Vierter Band. 1.—3. Heft. 1811⁴⁾.
- 1807—1811. Einige meiner Reden an mein Haus in den Jahren 1808, 1809, 1810, 1811 und 1812 und Bruchstücke einer Rede am Weihnachtstage 1811⁵⁾.

¹⁾ Die Abfassungszeit setzt Seyffarth in die Jahre 1802—1805. (S. XVI, 16). — S. XVI, 3—310.

²⁾ Nur zum Teil von Pestalozzi verfasst; als Flugblatt 1807 erschienen. (S. XVII, 5). — S. XVII, 111—159. — C. XI, 133—192.

³⁾ In der Cottaschen Ausgabe giebt Pestalozzi selbst das Jahr 1807 an als das der Herausgabe des Journals. (Cf. C. XI, 102 ff.) — C. XI. — S. XVII, 1—159.

⁴⁾ Es ist zweifelhaft, welche von den Aufsätzen in dieser Wochenschrift von Pestalozzi herrühren. S. XVIII, 5—176.

⁵⁾ Die Rede von 1808 ist eine Neujahrsrede, somit wahrscheinlich Ende 1807 verfasst; desgleichen wird die Neujahrsrede von 1812 Ende 1811 geschrieben sein. — Sie finden sich (nach Israel) ohne Angabe des Verlegers und Druckers auf der Stadtbibliothek zu Zürich. — C. XI, 249—371. — S. XIII, 15—106. XVI, 381—388.

1808. Briefwechsel zwischen Pestalozzi und Rosette Kasthofer aus dem Jahre 1808¹⁾.
1809. Ueber die Idee der Elementarbildung²⁾.
1811. Sechs Briefe von Pestalozzi vom Jahre 1811³⁾.
1811. Pestalozzi an Niederer vom 1. Oktober 1811. Iferten, 1812⁴⁾.
1811. Pestalozzis Brief an Frau v. W. in F. vom 8. Jänner 1811⁵⁾.
1812. Der kranke Pestalozzi an das gesunde Publikum⁶⁾.
1812. (Winter). Bruchstück aus einem Memoire über Armen- und Industriebildung von Pestalozzi, verfasst im Winter 1812. Bild eines Armenhauses⁷⁾.
1812. (Ende des Jahrs.) Pestalozzi an Herrn Geheimrath Delbrück, Erzieher Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preussen. Iferten, 1813⁸⁾.
1812. ? Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's Drey Dutzend Bürklische Zeitungsfragen. Von Pestalozzi. Wird mit Herrn Niederer's Rechtfertigung zugleich ausgegeben. Sub judice lis est. Horat. Iferten, 1813⁹⁾.
- 1813—1815. An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes. Ein Wort der Zeit von Heinrich Pestalozzi, Ritter des St. Wladimirordens und Mitglied mehrerer menschenfreundlichen und wissen-

¹⁾ Pestalozziblätter. 1884. p. 27. 44.

²⁾ „Wochenschrift“ III, 89—248. IV, 1—90. Die Cottasche Ausgabe hat folgende Ueberschrift: Ueber die Idee der Elementarbildung. Eine Rede gehalten vor der Gesellschaft der Schweizerischen Erziehungsfreunde in Lenzburg im Jahre 1809 von Heinrich Pestalozzi. (Vorrede vom 16. Oktober 1821). C. VIII, 117—343. — S. XVII, 160—381.

³⁾ Pestalozzische Blätter. Herausgegeben von Ramsauer und Zahn. 1. Heft. p. 76—98. Elberfeld und Meurs, 1846.

⁴⁾ S. XVIII, 187—189.

⁵⁾ Pestalozzische Blätter. 11. Band. (1829). p. 187.

⁶⁾ „Pestalozzi - Studien“. Monatsschrift für Pestalozzi Forschungen, Mittheilungen und Betrachtungen. Herausgegeben von L. W. Seyffarth, Oberpfarrer in Liegnitz. 1. Jahrgang. April 1896. Nr. 1, p. 9 ff.

⁷⁾ „Wochenschrift“. IV, 218—234. S. XVIII, 152—166.

⁸⁾ S. IX, 107—160.

⁹⁾ S. XVIII, 190—239.

- schaftlichen Gesellschaften. Iferten, beym Verfasser, 1815¹⁾.
1814. Briefe Pestalozzis an seine Nichte Anna Schulthess. 1814²⁾.
1814. ? Eine Rede Pestalozzis an sein Haus³⁾.
1815. Briefe Pestalozzis an P. Muralt. an Orelli⁴⁾.
1815. Rede am Neujahr 1816⁵⁾.
1816. Neujahrsrede 1817⁶⁾.
- 1816—1818. Pestalozzi an Ramsauer. (Zeugnis und Briefe aus den Jahren 1816—18)⁷⁾.
1817. Briefe Pestalozzis an Orelli⁸⁾.
- 1817, März. Pestalozzi ans Publikum⁹⁾.
- 1817, 6. Juni. Pestalozzi gegen ein Missverständnis in einem Subskriptionsplan¹⁰⁾.
- 1817/1818. Rede von Pestalozzi an sein Haus, an seinem vier und siebenzigsten Geburtstage, den 12. Jänner 1818. Zürich gedruckt bei Orell, Füssli und Compagnie, und zu haben im Pestalozzischen Institute in Iferten. 1818¹¹⁾.
- 1818/1819. Letters on early education. Translated from the German manuscript. With a memoir of Pestalozzi. London 1850¹²⁾.

1) Die Abfassungszeit lässt sich durch Pestalozzis eigene Angaben im Texte der Schrift als die Jahre 1813 bis 1815 bestimmen. Er sagt unter Bezugnahme auf eine Stelle im Texte in einer Anmerkung: „Dieses ist 1814 geschrieben worden. P.“ (S. XII, 55.) Eine weitere Anmerkung (S. XII, 96.) besagt: „Ich muss auch hier wieder bemerken, dass diese Stelle zwischen den Jahren 1813 und 1815 geschrieben worden. P.“ — Israel und Hunziker geben fälschlich 1815 als das Jahr der Abfassung an. — C. VI. — S. XII. — Israel nennt fälschlich Band VII als den in Frage kommenden der Seyffarth'schen Ausgabe. (Druckfehler?)

2) Pestalozziblätter: 1877, 3.

3) Pestalozziblätter: 1889. p. 18.

4) Pestalozziblätter 1877, 3.

5) Pestalozzische Blätter: XV, 800—807. 816—821. — S. XVIII, 306—318.

6) Pestalozzische Blätter: X, 609—631. (1828).

7) Pestalozziblätter: 1879, 1.

8) Pestalozziblätter 1877, 3.

9) S. XIII, 161—166.

10) Flugblatt. Mitgeteilt in den: Pestalozzi-Studien. 1. Jahrgang. Juli 1896. Nr. 4 p. 49—58.

11) Dass diese Rede zum Teil schon im Dezember 1817 verfasst wurde, geht aus den Worten hervor: „Soweit schrieb ich am Abend vor Weihnacht —“ (S. XIII, 218.). — C.: IX, 151—300. — S. XIII, 167—282). — (Israel hat fälschlich: S. VIII.)

12) Hunziker p. 61. — Israel p. 21.

- 1818, 8. Sept. Vorrede zu Pestalozzis sämtlichen Schriften (1819—1826) mit folgender Ueberschrift: „Zueignung. Den Freunden der Menschheit und der Armuth gewidmet und zu Rath und That empfohlen von dem Verfasser“¹⁾.
- 1820, 1. Juni. Vorrede, (zur 2. Ausgabe (Cotta) der Schrift: „Wie Gertrud —“) ²⁾.
- 1820 ? Ein Wort über den gegenwärtigen Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die neue Organisation meiner Anstalt. Von Heinrich Pestalozzi. Zürich, gedruckt bei Orell, Füssli und Compagnie, und zu haben in Iferten beym Verfasser 1820³⁾.
- 1821, 18. Febr. Vorrede (zur 2. Auflage der Schrift „Ueber Gesetzgebung —“ (C.))⁴⁾.
- 1822 ? Ansichten über Industrie, Erziehung und Politik, mit Rücksicht auf unsern diesfälligen Zustand vor und nach der Revolution. 1822⁵⁾.
- ? Die „Zusätze“ der Fabeln in den: „Figuren etc.“ und als Einleitung in diese dritte Auflage der „Figuren (C.)“ eine „Vorrede zu der neuen Ausgabe dieser Bögen“. 1823⁶⁾.
- 1824, 17. März. Oeffentliche Erklärung. (1824)⁷⁾.
1825. Meine Lebensschicksale, als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten; von Pestalozzi. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1826⁸⁾.

¹⁾ C. I.

²⁾ C. V. — S. XI, 82—90.

³⁾ C. XI, 193—248. — S. XIII, 283—340. (Israel hat fälschlich: S. IX.)

⁴⁾ S. VIII, 9—11.

⁵⁾ C. IX, 49—150. — S. XIII, 347—424. — Pestalozzi sagt in dieser Schrift: „Diese Anstalt besteht nun gegen vier Jahre“ Gemeint ist die von ihm im Jahre 1818 in der Nähe von Iferten, in Clendy, gegründete Armenenerziehungsanstalt. Die „Ansichten“ sind danach gegen 1822 verfasst.

⁶⁾ In der „Vorrede“ zu den „Figuren“ in der Cottaschen Ausgabe sagt Pestalozzi: „. . . ich habe gut gefunden, fast einer jeden dieser Figuren nach dem Strich — einen meist ganz kleinen Zusatz beizufügen, der den Leser wenigstens von einer Seite auf das Wesentliche des Gesichtspunktes, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen, geeignet ist.“ (S. IX, 9)

⁷⁾ Sie betrifft den Process mit Niederer. C. XII, 10—16. — S. XIII, 341—346.

⁸⁾ Im „Schwanengesang“ sagt Pestalozzi mit offener Bezugnahme

- 1825/1826. Schwanengesang. 1826¹⁾.
 ? Rede, die ich als diesjähriger Präsident der helvetischen Gesellschaft den 26. April 1826 in Langenthal gehalten²⁾.
 1826. Versuch einer Skizze über das Wesen der Idee der Elementarbildung³⁾.
 1827. Pestalozzis letzte Willenserklärung. 1828⁴⁾.

auf diese Schrift: „Ich wollte diese Darlegung (Meine Lebensschicksale —?) auch wirklich mit den gegenwärtigen Bogen vereinigen und sie lag schon beinahe ein Jahr lang zur Publicierung bereitet —“ (S. XIV, 182). Da die Lebensschicksale 1826 erschienen, so wird man 1825 spätestens als Jahr ihrer Abfassung ansetzen können.

¹⁾ In der „Vorrede“ zum „Schwanengesang“ sagt Pestalozzi: „Ich bin nun achtzig Jahr alt —.“ Somit ist die Vorrede nach dem 12. Januar 1826 geschrieben. Zu dieser Zeit war der „Schwanengesang“ bereits geschrieben; denn er spricht in der Vorrede von der vollendeten Schrift: („Gönnet ihr (sc. meiner Schrift) wie sie ist, Eure prüfende Aufmerksamkeit —!“) — Der Schwanengesang wird also 1825 bis Anfang 1826 abgefasst sein. C. XIII, S. XIV.

²⁾ C. XV, 324—398. — S. XV, 149—204. (Israel hat fälschlich bis 209.)

³⁾ Pestalozziblätter. 1882. S. 49—60.

⁴⁾ Pestalozziblätter. 1877, 3.

II. Litteratur.

1.

Ausgaben der Werke Pestalozzis.

1. Pestalozzis sämtliche Schriften. 15 Bände. Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reussen und Königs von Polen, des Königs von Preussen, des Königs von Bayern, des Königs von Württemberg, Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1819—1826.
2. A. Pestalozzi's sämtliche Werke. Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von L. W. Seyffarth, Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde. 18 Bände. Brandenburg a. H. Druck und Verlag von Adolf Müller. 1869—1873.
B. Pestalozzi's sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Dr. H. Morf, a. Seminardirektor und Waisenvater zu Winterthur, und Dr. O. Hunziker, Professor an der Universität zu Zürich, herausgegeben von L. W. Seyffarth, Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz. 19. und 20. Band. (10 Lieferungen). Liegnitz 1895. 1896. Druck und Verlag von Carl Seyffarth.
3. J. H. Pestalozzi's ausgewählte Werke. Mit Pestalozzi's Biographie. 4 Bände. Langensalza, Verlags-Comptoir von Hermann Beyer 1869 bis 1871. Herausgegeben von Friedr. Mann. 4. Aufl. 1889.

2.

Zeitschriften für Pestalozziforschung.

1. A. Pestalozzische Blätter. (Besondere Abteilung der „Allgemeinen Monatsschrift für Erziehung und Unterricht“, herausgegeben von J. P. Rossel, Gymnasiallehrer zu Aachen. Aachen, 1828. 1829.
B. Pestalozzische Blätter. Herausgegeben von Ramsauer und Zahn. 1. Heft. Elberfeld und Meurs. 1846.
2. Pestalozziblätter. Zürich. Jahrgang 1878. 1879 erschienen im „Korrespondenzblatt des Archivs der Schweizerischen permanenten Schulausstellung in Zürich.“ — Jahrgang 1880 ff. herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzistübchen in Zürich. (1880—1896.)

3. Pestalozzi-Studien. Monatsschrift für Pestalozzi-Forschungen, Mitteilungen und Betrachtungen. Herausgegeben von L. W. Seyffarth, Oberpfarrer in Liegnitz. 1. Jahrgang. April—November 1896. No. 1—8.

3.

Schriften über Pestalozzi.

Im folgenden soll nur die *Special*-Litteratur über Pestalozzi aufgeführt werden, und zwar nur insoweit als sie für den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung in Betracht kommt. Ausgeschlossen bleiben die einschlägigen Artikel in den bekannten allgemeinen Werken, wie den Geschichten der Pädagogik, von Palmer, Wohlfarth, Carl Schmidt, Raumer, Stöckl u. s. w., den Encyclopädieen von Carl Schmidt, Rolfus-Pfister, der Allgemeinen deutschen Biographie u. dgl., ebenso diejenigen Specialschriften über Pestalozzi, welche unserer Aufgabe gänzlich fern stehen.

Verzeichnisse der Pestalozzi-Litteratur finden sich auch in den unter Nr. 15 und 25 angeführten Schriften von Israel und Scherer.

1. *Wilh. Bauer*, Die psychologischen Grundanschauungen Pestalozzis. Diss. Jena, 1889.
2. Heinrich Pestalozzi. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mitteilungen, wodurch zur Feier des hundertjährigen Geburtstages dieses im Gebiete der Erziehung neue Bahn brechenden und mächtig anregenden Schweizers am 12. Januar 1846, im Namen des Dresdner Pädagogischen Vereins ergebenst einladet *D. Karl Justus Blochmann*, Geh. Schulrath und Professor. Dresden, gedruckt auf Kosten des Herausgebers bei E. Blochmann u. Sohn.
3. Pestalozzi und Fichte. Bemerkungen über das Verhältniß ihrer Principien und Tendenzen. Von *A. Diesterweg*. (Rheinische Blätter. 31. Band. 1845. S. 280—287.)
4. Fichte und Pestalozzi. Von *A. Diesterweg*. Jahrbuch für Lehrer und Schulfreunde. Von Diesterweg. XIII, S. 24—63. (1862.)
5. Pestalozzi für immer, von *Dittes*. Pädagog. VIII, S. 1—7. (1886.)
6. Heinrich Pestalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale. Bern, 1834. Jenni. (*Fellenberg*.)
7. Reden an die deutsche Nation durch *Johann Gottlieb Fichte*. Berlin, 1808. Realschulbuchh. (Pestalozzi betreffen S. 292 ff.)
8. J. G. Fichtes Leben und litterarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne *J. H. Fichte*. Sulzach, 1830. (Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig, 1862. Brockhaus. 2 Bände). (Pestalozzi betreffen I, 158. 159. II, 561—568.)
9. Histoire de Pestalozzi, de sa Pensée et de son oeuvre, par le Baron de *Guimps*, élève de Pestalozzi et ancien élève de l'école polytechnique. Lausanne, 1875. Bridel.

10. *Herbart, J. F.*, Pestalozzis Idee eines A-B-C der Anschauung. Göttingen. 1802. Röwer.
11. *Herder*, Kritik der Schrift: Meine Nachforschungen etc. Erfurter Gelehrte Nachrichten 1797, 60. Stück. (Johann Gottfried von Herder's sämtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Fünfzehnter Teil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829. (p. 386—394).
12. Comenius und Pestalozzi als Begründer der Volksschule. Wissenschaftlich dargestellt von Dr. H. Hoffmeister. Berlin, 1877. Bichteler.
13. Pestalozzi und Fellenberg. Von *Dr. O. Hunziker*, Lehrer am Lehrerseminar in Küssnacht. Langensalza, 1879. Beyer.
14. Rousseau und Pestalozzi. Vortrag von *O. Hunziker*. Basel, 1885. Schwabe.
15. Heinrich Pestalozzi, 1746—1827. Eine biographische Skizze von *Dr. O. Hunziker*. Zürich, 1896. Schulthess.
16. Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi. Von *August Israel*. Zschopau, 1894. Gensel.
17. Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben, Wirken und seiner Bedeutung dargestellt von *W. Kayser*. Zürich, 1895.
18. Zur Erinnerung an Johann Gottfried Herder und Heinrich Pestalozzi. Von *Dr. G. K. Mezger*, Königl. Studienrektor. Augsburg, 1854. Wirth.
19. Zur Biographie Pestalozzis. Ein Beitrag zur Geschichte der Volks-erziehung von *H. Morf*, a. Seminardirektor und Waisenvater in Winterthur. Erster Theil. Pestalozzis Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes. Zweite vermehrte Auflage. Ebend. 1868. — Zweiter Theil: Pestalozzi und seine Anstalt in der zweiten Hälfte der Burgdorfer Zeit. Winterthur, 1885. Bleuler-Hausheer. — Dritter Theil: Von Burgdorf über Münchenbuchsee nach Yverdon. Ebend. 1885. — Vierter Theil: Blüte und Verfall des Instituts zu Yverdon. P. letzte Lebensstage. Winterthur, 1889. Ziegler.
20. *Mörikofer, J. C.* Die Schweizerische Literatur des XVIII. Jahrhunderts. Leipzig, 1861. (S. 401—458).
21. Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und sociale Frage. Eine Rede von *Paul Natorp*, Professor der Philosophie an der Universität Marburg. Heilbronn, 1894. Salzer.
22. *Philippthal*, Rousseau und Pestalozzis pädagogische Principien und deren philosophische Voraussetzungen. Pädagogium XI.
23. Pestalozzi. Rede zur Festfeier seines hundertjährigen Geburtstages am 12. Januar 1846 gehalten zu Königsberg im Saale des Kneiphöfischen Junkerhofes. Von *Karl Rosenkranz*. Zum Besten der deutschen Pestalozzistiftung. Königsberg 1846. Gräfe und Unzer.

24. Johann Heinrich Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit. Ein Vortrag, gehalten den 28. Februar 1863 zu Heidelberg von *Dr. Daniel Schenkel*. Auf besonderen Wunsch und zum Besten der Gr. Bad. Pestalozzistiftung für Lehrer-Wittwen und -Waisen herausgegeben. Heidelberg 1863. Mohr.
 25. Die Pestalozzische Pädagogik nach ihrer Entwicklung, ihrem Auf- und Ausbau und ihrem Einfluss auf die Gestaltung des Volksschulwesens dargestellt von *H. Scherer*. Leipzig 1896.
 26. Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge, gehalten von *Dr. K. Schneider*. Herausgegeben zum Besten des Pestalozzivereins für die Provinz Posen. Bromberg 1866. (2. A.: 1873. 3. A.: 1881.) Gärtner.
 27. Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben und aus seinen Schriften dargestellt von *L. W. Seyffarth*, Rektor der Stadtschulen zu Luckenwalde. Leipzig 1872. (6. Aufl. 1876.)
 28. Pestalozzi, ein Vater und Anwalt der Armen. Vortrag, gehalten auf dem Schlesischen Lehrertage zu Liegnitz zur 25jährigen Jubelfeier des Schlesischen Pestalozzi-Vereins von *L. W. Seyffarth*. 2. Aufl.
 29. Pestalozzi in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Nach Vorträgen zur Feier des 150. Geburtstages Pestalozzis, gehalten in Liegnitz und Charlottenburg von *L. W. Seyffarth*, Oberpfarrer in Liegnitz. Liegnitz 1896. Seyffarth.
 30. *Mme. de Staël*, de l'Allemagne 1814. (Pestalozzi betrifft Kap. 19. Première partie.)
 31. Herbart oder Pestalozzi? Eine kritische Darstellung und Vergleichung ihrer Systeme als Beitrag zur richtigen Würdigung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Von *Dr. August Vogel*, Hannover 1887. Meyer. 2. Aufl. 1893.
 32. Systematische Darstellung der Pädagogik Johann Heinrich Pestalozzis mit durchgängiger Angabe der quellenmässigen Belegstellen aus seinen sämtlichen Werken. Von *Dr. August Vogel*. Hannover 1886. 2. Aufl. 1893.
 33. *Wigzel*, Pestalozzi und Herbart. Jahrbücher für wissenschaftliche Pädagogik. 1891.
-

The first thing I noticed when I stepped out of the car was the cold. It was a sharp contrast to the warm blanket of the car's interior. I shivered slightly, pulling my coat tighter around me. The air was crisp and clear, a welcome change from the smoggy city air. I looked up at the sky, where a few stars were beginning to peek through the thinning clouds. The moon was a pale, silvery disk, casting a soft glow over the landscape. The ground beneath my feet was a mix of soft earth and scattered stones, leading me towards the distant horizon. The silence was profound, broken only by the occasional rustle of leaves or the distant call of a bird. I felt a sense of peace and solitude, a moment of quiet reflection in the vastness of nature. The night was young, and the world was still, waiting for the dawn to break. I took a deep breath, savoring the cool air, and continued my journey into the unknown.

The journey continued as I walked deeper into the forest. The trees were tall and slender, their branches reaching up towards the starry sky. The ground was covered in a thick layer of fallen leaves, some of which crunched under my feet. The air was filled with the scent of pine and earth, a familiar yet comforting aroma. I felt a sense of wonder and awe, marveling at the beauty and complexity of the natural world. The night was a tapestry of light and shadow, with the moon's glow filtering through the canopy of trees. The silence was not empty, but full of the subtle sounds of nature, from the gentle rustle of leaves to the distant hum of insects. I felt a deep connection to the earth, a sense of being part of something greater than myself. The journey was a journey of discovery, a quest for meaning and purpose in the face of the unknown. I knew that this night would be a memory I would cherish for the rest of my life.

Lebenslauf.

Ich wurde am 13. Juni 1870 zu Breslau geboren, besuchte hier die Vorschulklassen der Realschule II, das Realgymnasium am Zwinger von Sexta bis Quarta und das Johannes - Gymnasium von Tertia bis Prima; an diesem erhielt ich Michaeli 1890 das Reifezeugnis. Hierauf studierte ich an den Universitäten zu Breslau und Berlin Philosophie und Theologie; daneben beschäftigte ich mich mit der germanischen Sprachwissenschaft und mit Geschichte. Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren:

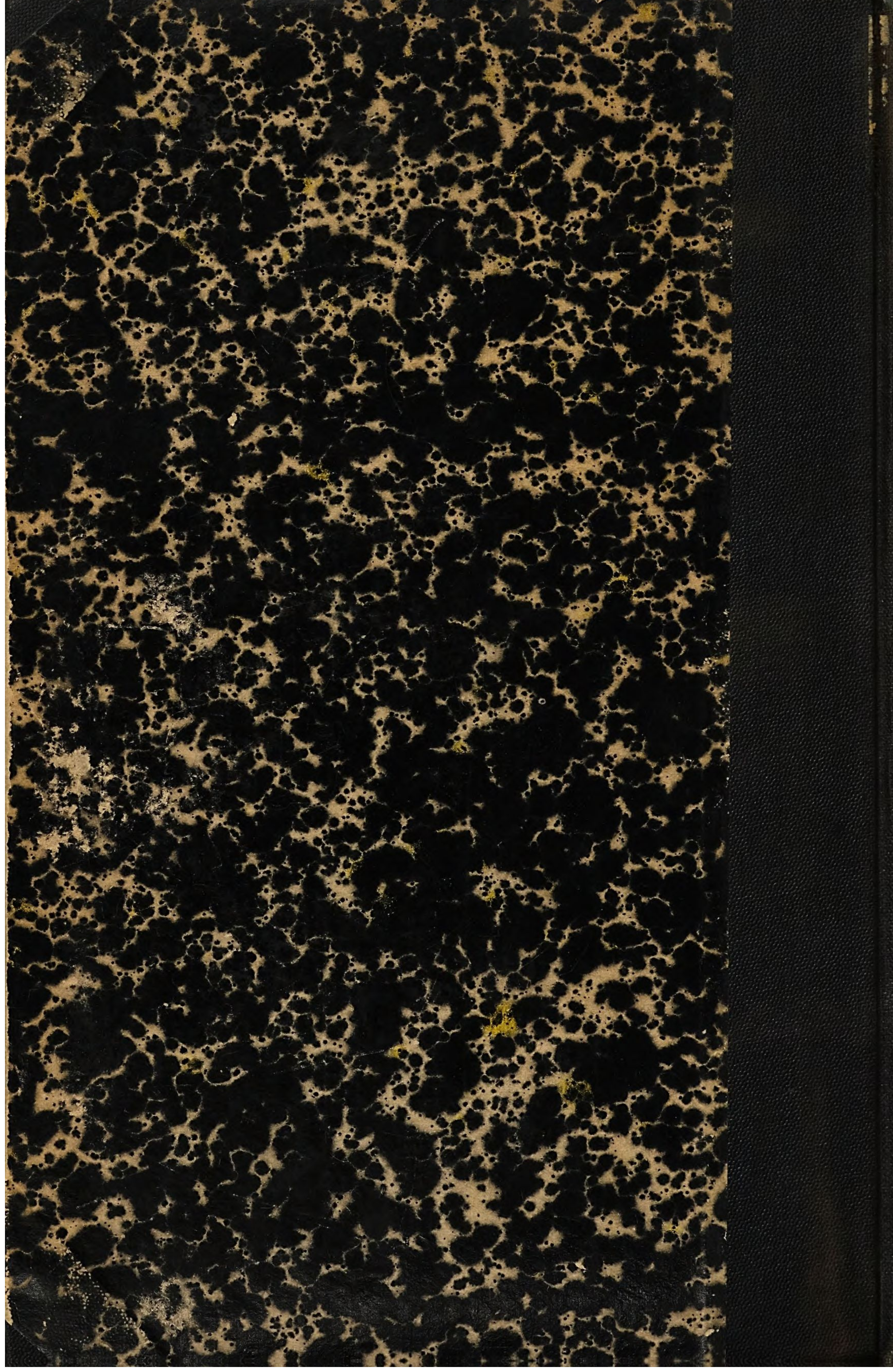
Baeumker, Dillmann, Dilthey, Ebbinghaus, Elster, Erman, Geiger, Harnack, Koch, Lipps, Lommatzsch, I. Müller, Paulsen, Pfeiderer, Roediger, Runze, Scheffer-Boichorst, E. Schmidt, I. Schmidt, v. Soden, Sombart, Strack, von Treitschke, Vogt, Wattenbach, Weinhold, Zeller.

Am 2. November 1894 bestand ich in Breslau das examen pro facultate docendi in der philosophischen Propädeutik, Religion, Deutsch und Geschichte, absolvierte hierauf daselbst das Seminarjahr an der Oberrealschule, und das Probejahr an dem Realgymnasium zum heiligen Geist; an letzterem bin ich gegenwärtig als Hilfslehrer beschäftigt.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, den genannten Herren Professoren, insbesondere aber Herrn Professor *Dr. Clemens Baeumker* für die mannigfachen Anregungen, die er mir bei Anfertigung der vorliegenden Arbeit hat zu teil werden lassen, meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Thesen.

1. Scherer's Hypothese einer ursprünglichen Prosafassung des Goethe'schen Faust ist nicht haltbar.
 2. Pestalozzi's Christentum beruht im wesentlichen auf Anerkennung und Befolgung der Lehre Jesu unter Verwerfung jedes dogmengläubigen Standpunktes.
 3. Schiller's Aesthetik steht durchaus unter dem Einflusse des Phänomenalismus, wie er sich aus der Monadenlehre des Leibniz entwickelt hat.
-



Langner, Erdmann,

I. H. Pestalozzi's anthropologische Anschauungen

1897

Anthr. 81 nk

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11800189-2